Von

Jenseit des Grabes.

Chateaubriand's

Denkwürdigkeiten

deutsch

von

Dr. L. Meyer.

Erster Theil.

Leipzig, 1849.
Vereinsverlagsbuchhandlung.
(Otto Wigand.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Lindauersche
Bibliothek

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorbericht.

Paris, 14. April 1846.

Durchgesehen am 28. Juli 1846.

Sicut nubes ... quasi naves ... velut umbra.
Job.

Da es unmöglich ist, den Augenblick meines Todes vorauszusehen, denn in meinem Alter sind die dem Menschen noch gewährten Lebenstage nur noch eben so viel Tage der Gnade, so will ich mich hier aussprechen.

Am nächsten 4. September erreiche ich mein achtundsiebzigstes Jahr. Es ist wohl Zeit, daß ich eine Welt verlasse, die mich verläßt und aus der ich ohne Schmerz scheide.

Die Memoiren, an deren Spitze man diesen Vorbericht lesen wird, folgen in ihren einzelnen Abtheilungen den natürlichen Abschnitten meines Lebens.

Die traurige Nothwendigkeit, die mir stets den Fuß auf den Nacken gesetzt hat, hat mich gezwungen, meine Memoiren zu verkaufen. Niemand kann wissen, was ich gelitten habe, als ich der Nothwendigkeit nachgab, auf

mein Grab die Hypothek zu legen; aber dieses letzte Opfer war eine Folge meiner Schwüre, war eine Bedingung meines Lebens. Aus einer vielleicht kleinlichen Anhänglichkeit betrachtete ich diese Memoiren als die Vertrauten, von denen ich mich nie hätte trennen mögen. Meine Absicht war, sie der Frau von Chateaubriand zu hinterlassen, die sie nach ihrem eignen Ermessen hätte bekannt machen oder unterdrücken können, was ich jetzt mehr als je wünschen möchte.

Ach! wenn ich vor meinem Tode einen Mann hätte finden können, der reich und vertrauend genug gewesen wäre, um die Actien von der Gesellschaft zurückzufordern, ohne, wie diese Gesellschaft, gezwungen zu sein, das Werk der Presse zu übergeben, sobald mein Todtenglöcklein erschallt. Einige von den Actionären sind meine Freunde, mehrere sind gefällige Personen, die mir nützlich zu werden suchten; die Actien kommen aber am Ende doch an Dritte, die ich nicht kenne und deren persönliche Interessen den Vorrang haben müssen. Ihnen muß mein Leben, indem es sich verlängert, natürlich, wenn auch nicht lästig, doch nachtheilig werden. Kurz, wenn ich noch Herr über diese Memoiren wäre, würde ich sie entweder als Manuscript lassen oder doch ihr Erscheinen um funfzig Jahre verzögern.

Diese Memoiren sind zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Ländern niedergeschrieben worden. Daher die nothwendigen Einleitungen, welche die Orte, die ich vor Augen hatte und die Gesinnungen schildern, die mich beschäftigten, als ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnahm. So sind auch die wechselnden Gestaltungen

meines Lebens in sie eingetreten; es ist mir begegnet, daß ich in Augenblicken des Wohlstands von den Zeiten des Elends habe sprechen, in den Tagen des Kummers ein Bild von den Tagen des Glücks habe entwerfen müssen. Indem sich meine Jugendgefühle auf die Jahre meines höheren Alters übertragen, der Ernst meiner reifen Jahre die Tage meiner Jugend getrübt hat, und die Strahlen meiner Lebenssonne von der Morgenröthe bis zu ihrem Niedergange sich durchkreuzt und vermischt haben, so ist in meinen Erzählungen eine Art von Verwirrung, oder auch, wenn man will, eine Art von unerklärbarer Einheit gekommen; meine Wiege hat etwas von meinem Grabe, mein Grab etwas von meiner Wiege angenommen; meine Leiden werden zu Freuden, meine Freuden zu Schmerzen, und als ich diese Memoiren wieder durchlas, wußte ich nicht mehr, ob sie einem braun gelockten oder einem altersgrauen Schädel entsprungen sind.

Ob dieses Gemisch, das ich nicht mehr abändern kann, Beifall oder Tadel finden wird, weiß ich nicht; es ist die Folge der Unbeständigkeit meines Schicksals; die Stürme haben mir oft keinen andern Tisch zum Schreiben übrig gelassen, als die Klippe, an der ich gescheitert war.

Man hat mich gedrängt, noch während meines Lebens einige Bruchstücke dieser Memoiren erscheinen zu lassen, aber ich ziehe es vor, von meinem Grabe aus zu sprechen; meine Erzählung wird dann gleichsam von jenen Stimmen begleitet sein, welche einen fast heiligen Charakter tragen, weil sie dem Grabe entsteigen. Habe ich in dieser Welt genug gelitten, um in jener glücklich zu werden, so wird ein Strahl aus den Gefilden Elysiums ein günstige=

res Licht auf meine letzten Gemälde werfen. Das Leben hat mich wenig begünstigt, vielleicht wird der Tod mich besser kleiden.

Diese Memoiren sind der Gegenstand meiner besonderen Vorliebe gewesen. Der heilige Bonaventura erhielt vom Himmel die Erlaubniß, die seinigen nach seinem Tode fortzusetzen; ich hoffe nicht auf eine solche Begünstigung, aber ich wünschte, in der Geisterstunde auf die Welt zurückkehren zu können, um sie wenigstens vor dem Drucke zu corrigiren. Doch wenn die Ewigkeit mir einmal mit beiden Händen die Ohren verschlossen haben wird, werde ich in dem stummen Familienzirkel des Grabes Niemanden mehr hören.

Wenn der eine Theil dieser Arbeit mich mehr angezogen hat als ein anderer, so ist es der, welcher sich auf meine Jugend, auf den unbekanntesten Abschnitt meines Lebens bezieht. Dort mußte ich eine Welt erwecken, welche nur mir allein bekannt war; ich fand, indem ich in dieser dahingeschwundenen Gesellschaft umherirrte, nur Rückerinnerungen und Schweigen, denn wie Wenige von Denen, die ich damals gekannt habe, leben jetzt noch!

Die Bewohner von Saint-Malo wendeten sich am 25. August 1828 durch ihren Maire an mich wegen eines Fluthbassins, das sie anzulegen wünschten. Ich beeilte mich, ihrem Begehren zu entsprechen, und bat nur mir als Gegengefälligkeit einige Quadratfuß Erde auf der Insel Grand-Bé*) zu meinem Grabe zu überlassen. Dies verursachte einige Schwierigkeiten in Folge der Einwen-

*) Kleine Insel in der Rhede von St. Malo.

dungen, welche vom militärischen Gesichtspunkte aus dagegen erhoben wurden; endlich erhielt ich jedoch am 27. October 1831 ein Schreiben des Maire, Herrn Hovius, in welchem er mir sagte: „Der Ruheplatz, den Sie am Meeresufer, einige Schritte von Ihrer Wiege entfernt wünschen, wird durch die kindliche Pietät der Bewohner Saint-Malo's in Bereitschaft gebracht werden. Aber ein schmerzlicher Gedanke wird sich an diese Arbeit knüpfen. Ach! möge das Denkmal noch lange leer bleiben! Aber die Ehre und der Ruhm überleben Alles, was über die Erde schreitet.“ Ich führe dankbar diese schönen Worte des Herrn Hovius an, in denen nichts zu viel ist, als das Wort Ruhm.

So werde ich also am Ufer des Meeres ruhen, das ich so sehr geliebt habe. Sollte ich außerhalb Frankreich sterben, so wünsche ich, daß mein Körper nicht eher in mein Vaterland gebracht werde, als nach Verfluß von funfzig Jahren nach seiner ersten Beerdigung. Man verschone meine Ueberreste mit einer entweihenden Autopsie; man erspare sich die Mühe, in meinem erkalteten Gehirn und in meinem erstorbenen Herzen die Aufklärung über mein Wesen zu suchen. Der Tod verräth nicht die Geheimnisse des Lebens. Ein mit der Post reisender Leichnam ist mir etwas Entsetzliches; aber die gebleichten und leicht gewordenen Gebeine lassen sich gut transportiren sie werden durch diese letzte Reise weniger ermüdet werden, als da ich sie, mit meinem Kummer beladen, umherschleppte.

Memoiren.

Sicut nubes ... quasi naves ... velut umbra.
Job.

La Vallé-aux-Loups bei Aulnay am 4. Oct. 1811.

Vor vier Jahren, nach meiner Zurückkunft aus dem heiligen Lande, kaufte ich bei dem Dorfe Aulnay in der Nähe von Sceaux und Chatenay ein Gärtnerhaus, das zwischen den mit Gehölz bedeckten Anhöhen verborgen lag. Das zu diesem Hause gehörende unebene, sandige Land war nichts als ein verwilderter Baumgarten, an dessen Ende sich ein kleiner Bach und ein Dickicht von Kastanienbäumen befand. Dieser kleine Raum schien mir geeignet, meine großen Hoffnungen in sich zu schließen; spacio brevi, spem longam reseces. Die Bäume, die ich hier gepflanzt habe, gedeihen, aber sie sind noch so klein, daß ich ihnen Schatten gebe, wenn ich mich zwischen sie und die Sonne stelle. Wenn sie mir später diesen Schatten zurückgeben, werden sie meine alten Tage beschirmen, wie ich ihre Jugend beschirmte. Ich habe sie, so viel es mir möglich gewesen ist, aus den verschiedenen Himmelsstrichen gewählt, in denen ich umhergestreift bin; sie erinnern mich an meine Reisen und nähren auf dem Grunde meines Herzens noch andere Illusionen.

Wenn die Bourbons jemals den Thron wieder besteigen sollten, so werde ich zum Lohn für meine Treue

nichts weiter von ihnen verlangen, als daß sie mich reich genug machen, um meiner Besitzung den Saum des Waldes, der sie umgiebt, hinzufügen zu können. Ich bin ehrgeizig geworden, ich wünschte meine Spaziergänge über einige Morgen Landes mehr ausdehnen zu können. So sehr ich auch ein irrender Ritter bin, so finde ich doch auch Geschmack an der häuslichen Ruhe, und seitdem ich dieses Haus bewohne, glaube ich den Fuß nicht dreimal über die Grenze meines Gebiets gesetzt zu haben. Wenn meine Fichten, meine Kiefern, meine Lerchenbäume, meine Cedern halten, was sie versprechen, so wird Vallée-aux-Loups eine ächte Karthause werden. Als Voltaire am 20. Februar 1697 in Chatenay geboren wurde, welche Gestalt hatte da die Stelle, wo der Verfasser des Génie du Christianisme sich im Jahre 1807 niedergelassen hat!

Dieses Plätzchen gefällt mir, es ersetzt mir die heimathlichen Gefilde; ich habe es mit dem Ertrage meines Nachdenkens und meiner Nachtwachen erkauft, ich verdanke der großen Wüste von Atala die kleine Wüste von Aulnay, und um mir diesen Zufluchtsort zu schaffen, habe ich nicht, wie ein amerikanischer Colonist, den Indianer von Florida beraubt. Ich liebe meine Bäume, ich habe Elegien, Sonette und Oden auf sie gemacht. Es giebt nicht einen einzigen unter ihnen, den ich nicht mit meinen eigenen Händen gepflegt, dem ich nicht den Wurm von der Wurzel, die Raupe von dem Blatte abgesucht hätte; ich kenne sie alle nach ihren Namen wie meine Kinder, sie sind meine Familie, ich habe keine andere, und ich hoffe in ihrer Mitte zu sterben.

Ich habe hier die „Martyrs“, die „Abencerages“, das „Itinéraire“ und „Moïse“ geschrieben; was werde ich nun während der Abende dieses Herbstes thun? Der heutige 4. October 1811, mein Namenstag und der Jahrestag meiner Ankunft in Jerusalem, bringt mich auf den Gedanken, die Geschichte meines Lebens zu beginnen. Der Mann, welcher jetzt Frankreich die Herrschaft über die Welt nur giebt, um es unter seine Füße zu treten, dieser Mann, dessen Geist ich bewundere und dessen Despotismus ich verabscheue, umschließt mich mit seiner Tyrannei wie mit einer zweiten Einsamkeit; aber wenn er die Gegenwart zertrümmert, so trotzt ihm doch die Vergangenheit, und ich bleibe frei in Allem, was seinem Ruhme vorhergegangen ist.

Die meisten meiner Gefühle sind tief im Innern meines Herzens geblieben, oder sie haben sich in meinen Werken nur gezeigt als eingebildeten Wesen angehörend. Jetzt, wo ich mich nach meinen Chimären zurücksehne, ohne sie zu verfolgen, will ich wieder zu meinen schönen Jugendjahren emporsteigen; diese Memoiren sollen ein Tempel des Todes sein, errichtet in dem Lichte meiner Erinnerungen.

Der Charakter meines Vaters bildete sich von seiner Kindheit an und in Folge der Prüfungen, die seine frühesten Verhältnisse ihm auflegten, zu einem der finstersten, die es je gegeben hat. Dieser Charakter hat einen bedeutenden Einfluß auf mich gehabt, indem er mich in meiner Kindheit einschüchterte, in meiner Jugend betrübte und die Art meiner Erziehung bestimmte.

Ich bin Edelmann von Geburt. Der Zufall meiner

Abstammung ist mir, wie ich glaube, von Nutzen gewesen, indem ich jene unerschütterliche Liebe zur Freiheit behalten habe, welche vorzugsweise der Aristokratie angehört, deren letzte Stunde geschlagen hat. Die Aristokratie hat drei aufeinanderfolgende Alter, das Alter der Herrschaft, das Alter der Vorrechte und das der Richtigkeit; nachdem sie das erste verlassen hat, artet sie im zweiten aus und vergeht im dritten.

Nachrichten über meine Familie kann man, wenn man deren wünscht, im Dictionnaire von Moreri, in den verschiedenen Geschichten der Bretagne von d'Argentré, von Dom Lobinau, von Dom Morice, in der „Histoire généalogique de plusieurs maisons illustres de Bretagne" des P. Dupaz, in Toussaint Saint-Luc, in Le Borgne und endlich in der „Histoire des grands officiers de la couronne" des P. Anselme *) finden.

Meine Ahnenprobe wurde in die Hände Cherin's abgelegt bei Gelegenheit der Aufnahme meiner Schwester Lucilie als Stiftsdame im Domcapitel von Argentière, von wo sie in das von Remiremont kam; sie wurde wiederholt, als ich Ludwig XVI. vorgestellt werden sollte, später wegen meiner Aufnahme in den Maltheserorden, und endlich als mein Bruder ebenfalls dem unglücklichen Ludwig XVI. vorgestellt wurde.

Mein Name wurde anfangs Brien geschrieben, dann Briant und Briand, wie es die verschiedenen Perioden

---

*) Diese Genealogie ist zusammengestellt in der Histoire généalogique et héraldique des Paris de France etc. von dem Chevalier von Courcelles.

der französischen Orthographie mit sich brachten. Guillaume le Breton sagt Castrum-Briani. Es giebt keinen Namen in Frankreich, der nicht dieselben Verschiedenheiten in den Buchstaben zeigt. Wie verschieden ist die Schreibart von Duguesclin!

Die Brien gaben zu Anfang des elften Jahrhunderts ihren Namen einem bedeutenden Schlosse in der Bretagne, und dieses Schloß wurde der Hauptort der Baronie Chateaubriand. Das Wappen der Chateaubriand waren anfangs Fichtenzapfen mit der Devise: Je séme l'or. Gottfried, Baron von Chateaubriand, ging mit dem heiligen Ludwig nach dem gelobten Lande. Nachdem er in der Schlacht an der Massura in Gefangenschaft gerathen war, kehrte er zurück, und seine Gattin Sybilla starb vor Freude und Ueberraschung, als sie ihn wiedersah. Der heilige Ludwig gewährte, um seine Dienste zu belohnen, ihm und seinen Erben für sein früheres Wappen ein rothes, mit goldenen Lilien besäetes Schild: Cui et ejus haeredibus, wie eine Urkundensammlung in der Priorei von Bérée bezeugt, sanclus Ludovicus tum Francorum rex, propter ejus probitatem in armis, flores lilii auri, loco pomorum pini auri, contulit.

Die Chateaubriand theilten sich seit ihrem Ursprunge in drei Linien: aus der ersten, die Barone von Chateaubriand, gingen die beiden anderen hervor, sie begann im Jahre 1000 in der Person von Thiern, Sohn von Brien, Enkel von Alain III., Grafen oder Chef der Bretagne; die zweite erhielt den Beinamen der Herren von Roches Baritaut oder Du Lion d'Angers; die dritte erscheint unter dem Titel der Sires de Beaufort.

Als die Linie der Sires de Beaufort in der Person von Dame Renée erlosch, erhielt ein Christoph II., von einem Seitenzweige dieser Linie, die Besitzung la Guérande im Morbihan. Zu dieser Zeit, um die Mitte des 17. Jahrhunderts, war eine große Verwirrung im Adelstande eingerissen, indem Titel und Namen usurpirt worden waren. Ludwig XIV. ordnete eine Untersuchung an, um Jeden wieder in seine Rechte einzusetzen; Christoph wurde nach dem Beweise seines alten Adels durch den Ausspruch der in Rennes für die Reformirung des bretagnischen Adels niedergesetzten Kammer in seinem Titel und im Besitz seines Wappens bestätigt. Dieser Ausspruch wurde am 16. September 1669 in folgenden Worten erlassen:

„Ausspruch der von dem Könige (Ludwig XIV.) für „die Reformation des Adels in der Provinz Bretagne „niedergesetzten Kammer, erlassen am 16. September „1669: Zwischen dem Generalprocurator des Königs „und Herrn Christoph Chateaubriand, Herrn de la „Guérande. Derselbe erklärt, daß der genannte Christoph „von altem adeligen Geschlechte entsprossen sei, erlaubt „ihm, den Titel Chevalier anzunehmen, und bestätigt ihn „in dem Rechte, als Wappen ein rothes, mit goldenen „Lilien in unbestimmter Anzahl besäetes Feld zu führen, „und dieses, nachdem derselbe seine rechtsgültigen Urkun„den vorgelegt hat, aus denen hervorgeht rc. rc. besagter „Ausspruch ist unterzeichnet: Malescot."

Durch dieses Arrêt wird dargethan, daß Christoph von Chateaubriand de la Guérande in gerader Linie von den Chateaubriand, Sires de Beaufort abstammte, und

die Sires de Beaufort stammten laut historischen Documenten von den ersten Baronen von Chateaubriand ab. Die Chateaubriand de Villeneuve du Plessis und de Combourg waren eine jüngere Linie der Chateaubriand de la Guérande, was durch die Abstammung Amaury's, des Bruders von Michael erwiesen ist, welcher Michael ein Sohn jenes Christoph von la Guérande war, der in seiner Herkunft durch das obige Arrêt vom 16. September 1669, wegen Reformation des Adels, bestätigt worden war.

Nach meiner Vorstellung bei Ludwig XVI. wollte mein Bruder mein Vermögen als jüngerer Sohn vermehren, indem er mir einige jener Pfründen sicherte, welche bénéfices simples hießen. Da ich Laie und Militär war, so gab es nur ein einziges Mittel, dieses zu ermöglichen, nämlich daß ich in den Malteserorden aufgenommen wurde. Mein Bruder schickte meine Adelsprobe nach Malta, und bald nachher reichte er in meinem Namen bei dem in Poitiers bestehenden Capitel der Großpriorei von Aquitanien ein Gesuch ein, daß man Commissarien ernenne, welche über die Nothwendigkeiten entscheiden sollten. Pontois war damals Archivar, Vicekanzler und Genealogist des Malteserordens in der Priorei.

Der Präsident des Capitels war Ludwig Joseph des Escotais, Ballai und Großprior von Aquitanien; Beisitzer der Ballai von Freslon, der Ritter von la Laurencie, der Ritter von Murat, der Ritter von Lanjamet, der Ritter von la Bourdonaye-Montluc und den Ritter von Bouëtiez. Die Bewerbung wurde am 9., 10. und 11. September 1789 angenommen, und in dem Zulassungs-

decret des Memorials wird gesagt, daß ich aus mehr als einem Grunde die Begünstigung verdiene, um die ich ansuchte, und daß mich Rücksichten der höchsten Wichtigkeit derselben würdig machten.

Und dies Alles geschah nach der Zerstörung der Bastille, kurz vor den Scenen des 6. October 1789 und der Uebersiedelung der königlichen Familie nach Paris! Und in der Sitzung vom 7. August des nämlichen Jahres hatte die Nationalversammlung die Adelstitel abgeschafft! Wie kam es denn, daß die mit Prüfung meiner Documente beauftragten Ritter fanden, daß ich aus mehr als einem Grunde die Begünstigung verdiene, um die ich anhielt rc., ich, der nichts war als ein unbekannter Souslieutenant der Infanterie, ohne Ansehen, ohne Credit und ohne Vermögen?

Der älteste Sohn meines Bruders (ich füge dies im Jahre 1831 meinem im Jahre 1811 geschriebenen Texte hinzu), der Graf Ludwig von Chateaubriand, verheirathete sich mit Fräulein Arglandes, die ihm fünf Töchter und einen Sohn, Geoffroy genannt, gebar. Christian, der jüngere Bruder Ludwigs, Urenkel und Pathe von Malesherbes, mit dem er eine auffallende Aehnlichkeit hat, diente 1823 mit Auszeichnung in Spanien als Capitän der Gardedragoner. Er ist in Rom Jesuit geworden. Die Jesuiten ersetzen die Einsamkeit in dem Maße, wie diese von der Erde verschwindet. Christian ist in Chieri bei Turin gestorben; alt und krank, hätte ich ihm vorausgehen sollen, aber seine Tugenden riefen ihn vor mir, der noch viele Sünden zu beweinen hat, in den Himmel.

Bei Vertheilung des Familienvermögens hatte Christian das Gut Malesherbes und Ludwig das Gut Com=

bourg erhalten. Da Christian die gleiche Theilung nicht für gesetzmäßig hielt, so wollte er, als er von der Welt schied, sich dessen, was ihm nicht gehörte, entäußern, indem er es seinem älteren Bruder zurückgab.

Nach den vor mir liegenden Documenten würde es nur auf mich ankommen, wenn ich den Dünkel meines Vaters und meines Bruders geerbt hätte, mich für einen Verwandten der Herzöge von Bretagne zu halten, da ich von Thiern, Enkel Alains III., abstamme.

Diese eben erwähnten Chateaubriand haben ihr Blut zweimal mit dem der Könige von England vermischt, denn Geoffroy IV. von Chateaubriand vermählte sich in zweiter Ehe mit Agnes von Laval, Enkelin des Grafen von Anjou und Mathildens, der Tochter Heinrich's I., und Margaretha von Lusignan, Wittwe des Königs von England und Enkelin Ludwigs des Dicken, war mit Geoffroy V., zwölften Baron von Chateaubriand, vermählt. In der königlichen Familie von Spanien könnte man Brien, einen jüngeren Bruder des neunten Barons von Chateaubriand finden, welcher mit Johanna, Tochter des Königs Alphons von Aragonien, vermählt war. Was die großen Familien Frankreichs betrifft, so muß man glauben, daß Eduard von Rohan sich mit Margarethen von Chateaubriand, und daß ein Croï sich mit Charlotten von Chateaubriand vermählte. Tinteniac, der Sieger in der Schlacht des Trente, und Duguesclin, der Connetable, waren mit uns in den drei Linien verschwägert. Tiphaine Duguesclin, Enkelin von Bertrand's Bruder, trat die Besitzung Plessis-Bertrand an Brien von Chateaubriand, ihren Vetter und Erben, ab. Durch Verträge werden mehrere Chateaubriand den Köni=

gen von Frankreich, Clisson und dem Baron von Vitré als Bürgschaft für den Frieden überlassen. Die Herzöge von Bretagne sandten den Chateaubriand Abschriften ihrer Gerichtsverhandlungen. Die Chateaubriand werden Großoffiziere der Krone und Illustres beim Gerichtshofe von Nantes; sie erhalten Aufträge, über die Sicherheit ihrer Provinz gegen die Engländer zu wachen. Brien I. kommt in der Schlacht von Hastings vor; er war ein Sohn Eudon's, Grafen von Panthièvre. Guy von Chateaubriand befindet sich unter den Herren, welche Arthur von Bretagne seinem Sohne als Begleiter auf dessen Gesandtschaftsreise nach Rom im Jahre 1309 mitgab.

Ich würde nicht fertig werden, wollte ich das weiter ausführen, was ich hier nur kurz angedeutet habe; die Notiz *), zu der ich mich endlich aus Rücksicht auf meine beiden Neffen entschlossen habe, welche wahrscheinlich mehr Werth als ich auf diese alten Erbärmlichkeiten legen, wird das, was ich hier übergehe, ergänzen. Indessen überschreitet man jetzt ein wenig die Grenze; es wird gebräuchlich, zu erklären, daß man dem Geschlechte der Bauern angehöre und daß man die Ehre habe, der Sohn eines Hörigen zu sein. Sind diese Erklärungen nicht eben so stolz als philosophisch? schließt man sich damit nicht der Partei des Stärkeren an? Können die heutigen Marquis, Grafen und Barone, welche weder Privilegien noch Grundstücke besitzen, von denen drei Viertel Hungers sterben, die sich gegenseitig herabsetzen, einander ihre Herkunft streitig machen; diese Adeligen, denen man ihren eigenen

*) Man sehe diese Notiz am Schlusse dieser Memoiren.

Namen ableugnet, oder denen man ihn nur sub beneficio inventarii zugesteht: können diese einige Furcht einflößen? Uebrigens verzeihe man es mir, daß ich gezwungen gewesen bin, mich zu diesen kleinlichen Aufzählungen herabzulassen, um der vorherrschenden Leidenschaft meines Vaters Rechnung zu tragen, welche das Drama meiner Jugend entwickelte. Ich für meinen Theil bin sowohl auf die alte als auf die neue Gesellschaft weder stolz, noch beklage ich mich darüber; wenn ich in der ersten der Chevalier oder der Vicomte von Chateaubriand war, so bin ich in der letzteren Franz von Chateaubriand; ich lege mehr werth auf meinen Namen, als auf meinen Titel.

Mein Vater hätte am liebsten, gleich einem mächtigen Dynasten des Mittelalters, Gott den „Herrn oben" und den Nicodemus im Evangelium den „heiligen Herrn" genannt. Ich übergehe jetzt meinen Erzeuger, und komme von Christoph, Oberlehnsherrn von la Guérande und directem Nachkommen der Barone von Chateaubriand, auf mich, den Herrn ohne Vasallen und ohne Geld der Vallée-aux-Loups.

Das aus drei Linien bestehende Geschlecht der Chateaubriand wurde, nachdem die beiden ersten ausgestorben waren, nur in der dritten, der der Sires de Beaufort, und zwar durch den Zweig der Chateaubriand de la Guérande, fortgesetzt, verarmte aber in Folge der Gesetze des Landes; denn die älteren Söhne der Adeligen erhielten, nach dem Gebrauche in der Bretagne, zwei Drittel der Güter und die Jüngeren theilten ein einziges Drittel der väterlichen Erbschaft unter sich. Die Verarmung dieser letzteren machte um so raschere Fortschritte, wenn sie sich verheira-

theten, da auch unter ihren Kindern die nämliche Theilung von zwei Dritteln und einem Drittel stattfand, so daß die jüngeren Söhne dieser jüngeren Brüder bald dahin gelangten, daß nur noch eine Taube, ein Kaninchen oder ein Jagdhund auf ihren Theil kam, obgleich sie fortwährend „hohe Ritter und mächtige Herren" eines Taubenschlags, eines Krötensumpfes oder eines Kaninchengeheges waren. Man findet in den alten adeligen Familien eine Menge jüngerer Söhne, die man durch zwei oder drei Generationen verfolgen kann; dann verschwinden sie, indem sie nach und nach bis zum Pfluge herabsteigen oder sich in den arbeitenden Klassen verlieren, ohne daß man weiß, was aus ihnen geworden ist.

Das Oberhaupt des Namens und des Wappens meiner Familie war zu Anfang des 18. Jahrhunderts Alexis von Chateaubriand, Sohn Michaels, welcher Michael einen Bruder, Amaury, hatte. Michael war der Sohn jenes Christoph, welcher durch das oben erwähnte Arrêt als echter Sohn der Sires de Beaufort und der Barone von Chateaubriand bestätigt worden war. Alexis de la Guérande war Wittwer; als entschiedener Trunkenbold brachte er seine Zeit beim Becher zu, führte ein unordentliches Leben mit seinen Mägden und verwendete die schönsten Documente seiner Familie, um die Buttertöpfe damit zu bedecken.

Zu gleicher Zeit mit diesem Oberhaupte des Namens und des Wappens der Familie lebte sein Vetter Franz, der Sohn Amaury's, Michael's jüngerer Bruder. Franz, welcher am 19. Februar 1683 geboren war, besaß die kleinen Herrschaften Destouches und la Villeneuve. Er hatte am

27. August 1713 Petronilla Claudia Lamour, Frau von Lanjegu, geheirathet, von der er vier Söhne erhielt: Franz Heinrich, René (meinen Vater), Peter, Herrn von Plessis, und Joseph, Herrn von Parc. Mein Großvater Franz starb am 28. März 1729; meine Großmutter, die ich in meiner Kindheit gekannt habe, hatte noch einen schönen Blick, welcher im Dunkel ihres Alters lächelte. Sie bewohnte beim Tode ihres Gatten das Schloß la Villeneuve in der Nähe von Dinan. Das ganze Vermögen meiner Großmutter überstieg nicht 5000 Livres Renten, wovon ihr ältester Sohn zwei Drittel, 3333 Livres, erhielt; es blieben also 1666 Livres für die drei jüngeren Brüder, wovon der ältere noch den Voraustheil erhob.

Um das Unglück voll zu machen, wurde meine Großmutter durch den Charakter ihrer Söhne in ihren Plänen gehindert; der älteste, Franz Heinrich, dem die schöne Herrschaft la Villeneuve zufiel, wollte sich nicht verheirathen und wurde Priester; aber anstatt die Pfründen in Anspruch zu nehmen, auf welche sein Name ihm ein Recht gab und mit denen er seine Brüder hätte unterstützen können, verlangte er aus Stolz und Sorglosigkeit nichts. Er vergrub sich in eine Landpfarre und wurde nach und nach Rector von Saint-Launeuc und von Merdrignac in der Diöcese von St. Malo. Er hatte eine große Neigung zur Poesie, und ich habe viele seiner Verse gesehen. Der fröhliche Charakter dieser Art von adeligem Rabelais, die Verehrung, welche dieser christliche Priester den Musen in seiner Pfarrwohnung widmete, erregten die Neugierde. Er gab Alles weg, was er hatte und starb überschuldet.

Der vierte Bruder meines Vaters, Joseph, ging nach Paris, und verschloß sich in eine Bibliothek; man schickte ihm alljährlich seinen kleinen Rentenantheil von 416 Livres. Er brachte sein Leben unbekannt zwischen seinen Büchern zu, mit historischen Forschungen beschäftigt. Während seines Lebens, das von kurzer Dauer war, schrieb er jeden 1. Januar an seine Mutter, das einzige Lebenszeichen, welches er jemals von sich gegeben hat. Sonderbares Schicksal! Das ist das Bild von meinen beiden Oheimen, der eine ein Gelehrter, der andere ein Dichter; mein älterer Bruder machte angenehme Verse; eine meiner Schwestern, Frau von Farcy, besaß ein wahres Dichtertalent; eine andere Schwester, die Gräfin Lucilie, Stiftsdame, könnte wegen einiger vortrefflicher Schriften berühmt sein, auch ich habe eine Menge Papier vollgeschrieben! Mein Bruder starb auf dem Schaffot, meine beiden Schwestern schieden aus einem schmerzensvollen Leben, nachdem sie in den Gefängnissen geschmachtet hatten; meine beiden Oheime hinterließen nicht so viel, um die vier Breter ihres Sarges bezahlen zu können; die Wissenschaften sind die Quelle meiner Freuden und meiner Leiden gewesen, und ich verzweifle nicht, mit Gottes Hülfe noch im Hospital zu sterben.

Nachdem meine Großmutter sich ganz erschöpft hatte, um aus ihrem ältesten und aus ihrem jüngsten Sohne etwas zu machen, konnte sie für die beiden anderen, meinen Vater René und meinen Oheim Peter, nichts mehr thun. Diese Familie, welche nach ihrer Devise Gold gesäet hatte, sah von ihrem kleinen Edelhofe aus die reichen Abteien, die sie gegründet hatte und in denen ihre Ahnen begraben

waren. Sie hatte den Vorsitz in den Staaten der Bretagne geführt, sie hatte die Verträge der Fürsten als Zeugen unterschrieben, als Bürge einem Clisson gedient, und besaß jetzt nicht einmal so viel Einfluß, dem Erben ihres Namens eine Souslieutenantsstelle zu verschaffen!

Dem verarmten bretagnischen Adel blieb noch eine Hülfe, die königliche Marine: man versuchte für meinen Vater daraus Nutzen zu ziehen. Aber man mußte zuvor nach Brest reisen, daselbst sich aufhalten, Lehrmeister bezahlen, die Uniform, Waffen, Bücher und mathematische Instrumente kaufen — woher alle Auslagen dazu nehmen? Das vom Seeminister erbetene Anstellungsbrevet kam nicht, weil man keine Gönner hatte, die Bitte zu unterstützen und die Schloßdame von Villeneuve wurde aus Verdruß krank.

Da gab mein Vater das erste Zeichen des entschiedenen Charakters, den ich an ihn gekannt habe. Er war ungefähr vierzehn Jahr alt. Da er den Kummer seiner Mutter bemerkte, trat er zu ihrem Bette und sagte: „Ich will Ihnen nicht mehr zur Last fallen.“

Da fing meine Großmutter an zu weinen (ich habe diese Scene zwanzigmal meinen Vater erzählen hören). „René,“ sagte sie, „was willst Du thun? Baue Deinen Acker.“ — „Er kann uns nicht nähren; lassen Sie mich fort.“ — „Nun denn, so geh, wohin Dich Gott führen wird,“ sagte seine Mutter. Schluchzend umarmte sie das Kind. Noch an demselben Abende verließ mein Vater die mütterliche Wohnung und kam nach Dinan, wo einer unserer Verwandten ihm einen Empfehlungsbrief an ei-

nen Bewohner von St. Malo gab. Der kleine Abenteurer wurde als Freiwilliger auf eine Goelette eingeschifft, welche einige Tage später unter Segel ging.

Die kleine Republik von St. Malo unterhielt damals allein die Ehre der französischen Flagge auf dem Meere. Die Goelette schloß sich der Flotte an, welche der Cardinal Fleury dem in Danzig von den Russen belagerten König Stanislaus zur Hülfe schickte. Mein Vater landete und befand sich bei dem denkwürdigen Gefecht, das 1500 Franzosen unter dem Befehle des tapfern Bretagners, Bréhan, Graf von Plil, am 29. Mai 1734 gegen 40,000 von Münich befehligten Russen bestanden. Bréhan, Diplomat, Krieger und Dichter, ward getödtet, mein Vater zwei Mal verwundet. Er kam nach Frankreich zurück und schiffte sich abermals ein. An der spanischen Küste litt er Schiffbruch, in Galizien ward er von Räubern angegriffen und ausgeplündert; er ging nach Bayonne und kehrte wieder in das Vaterhaus zurück. Sein Muth und seine Ordnungsliebe hatten ihn ausgezeichnet. Er ging nach den Inseln, erwarb in den Colonien Reichthum und legte den Grund zu dem neuen Glanze der Familie.

Meine Großmutter vertraute ihrem Sohne René ihren Sohn Peter an, den Herr von Chateaubriand du Plessis, dessen Sohn, Armand de Chateaubriand, auf Befehl Bonaparte's am Charfreitag des Jahres 1800 erschossen ward. Es war einer der letzten französischen Edelleute, welche für die Monarchie starben*). Mein Vater versprach für seinen Bruder zu sorgen, obgleich er in Folge

---

*) Dies ward 1811 geschrieben. (Note von 1831. Genf.)

seiner Lebensschicksale, eine Charakterstrenge angenommen hatte, die er sein ganzes Leben hindurch bewährte; das Non ignara mali ist nicht immer wahr: das Unglück hat seine Härte, wie seine Zärtlichkeit.

Herr von Chateaubriand war ein langer, hagerer Mann mit einer Adlernase, dünnen bleichen Lippen, kleinen, tiefliegenden, graugrünen Augen, wie die des Löwen oder der alten Barbaren. Ich habe nie einen solchen Blick gesehen; wenn der Zorn daraus sprach, so war es, als wollte der blitzende Augapfel aus der Höhle treten und wie eine Kugel auf seinen Gegner zufliegen.

Eine einzige Leidenschaft beherrschte meinen Vater, der Stolz auf seinen Namen. Sein gewöhnliches Wesen bezeichnete eine tiefe Melancholie, welche durch das Alter noch vermehrt wurde, und ein Stillschweigen, aus dem er nur heraustrat, wenn er im Zorne aufbrauste. Er war geizig, in der Hoffnung, seiner Familie ihren alten Glanz wiederzugeben, hochmüthig gegen die Edelleute der Staaten der Bretagne, hart gegen seine Vasallen in Combourg, verschlossen, despotisch und drohend in seiner Häuslichkeit, und wenn man ihn sah, fühlte man nur Furcht. Hätte er bis zur Revolution gelebt und wäre er jünger gewesen, so würde er eine wichtige Rolle gespielt oder sich in seinem Schlosse haben umbringen lassen. Er hatte unverkennbares Genie, und ich zweifle nicht, daß er an der Spitze der Verwaltung oder der Armee ein außerordentlicher Mann geworden wäre.

Als er aus Amerika zurückkam, dachte er darauf, zu heirathen. Am 23. September 1718 geboren, vermählte er sich in seinem fünfunddreißigsten Jahre, am 3. Juli

1753 mit Apollina Johanna Susanna von Bedée, geboren den 7. April 1726, Tochter von Messire Ange Annibal, Graf von Bedée, Herrn de la Bouëtardais. Er ließ sich mit ihr in Saint=Malo nieder, von welcher Stadt sie beide sieben bis acht Stunden entfernt geboren waren, so daß sie von ihrer Wohnung aus den Horizont übersahen, unter dem sie das Licht der Welt erblickt hatten. Meine Großmutter mütterlicher Seits, Maria Anna de Ravenel de Boisteilleul, Dame von Bedée, war geboren in Rennes am 16. October 1698, und in Saint=Cyr in den letzten Jahren der Frau von Maintenon erzogen worden; ihre Erziehung war auch auf ihre Töchter übergegangen.

Meine Mutter, mit vielem Geist und einer außerordentlichen Phantasie begabt, war durch die Lectüre von Fénelon, Racine und Frau von Sevigné gebildet und mit den Anecdoten des Hofes Ludwigs XIV. genährt worden; sie konnte den ganzen Cyrus auswendig. Apollina von Bedée hatte große Züge, schwarzes Haar, eine kleine Figur und ein unschönes Gesicht; die Eleganz ihres Benehmens und die Lebhaftigkeit ihres Wesens standen mit der Schroffheit und Kälte meines Vaters in einem auffallenden Contrast. Sie liebte die Gesellschaft eben so sehr, als er die Einsamkeit, sie war eben so lebhaft und unruhig, als er kalt und unbeweglich war, sie besaß nicht eine einzige Neigung, die nicht denen ihres Gatten entgegengesetzt gewesen wäre. Der Widerspruch, den sie fand, verwandelte ihre Lebhaftigkeit und ihre Heiterkeit in Trübsinn. Gezwungen zu schweigen, wenn sie gern sprechen wollte, entschädigte sie sich dafür durch eine Art geräusch=

voller, mit Seufzern untermischter Traurigkeit, welche allein die düstere Schweigsamkeit meines Vaters unterbrach. In Bezug auf die Frömmigkeit war meine Mutter ein Engel.

La Vallée-aux-Loups, den 31. December 1811.

Geburt meiner Brüder und Schwestern. — Ich komme zur Welt.

Meine Mutter gebar in Saint-Malo zuerst einen Knaben, welcher Geoffroy genannt wurde, wie fast alle ältesten Söhne meiner Familie, der aber schon in der Wiege starb. Diesem Knaben folgte ein zweiter und zwei Mädchen, welche nur einige Monate lebten.

Diese vier Kinder starben an einer Blutergießung im Gehirn. Endlich brachte meine Mutter einen dritten Knaben zur Welt, welcher Johann Baptist genannt wurde; dieser ist es, welcher später der Schwiegerenkel des Herrn von Malesherbes wurde. Nach Johann Baptist wurden noch vier Töchter geboren: Marie Anna, Benigna, Julie und Lucilie, alle vier von seltener Schönheit und von denen die beiden ältesten allein die Stürme der Revolution überlebt haben. Die Schönheit, diese wichtige Kleinigkeit, bleibt, wenn alle übrigen vergangen sind. Ich war das letzte dieser zehn Kinder. Wahrscheinlich verdankten meine vier Schwestern ihr Dasein dem Wunsche meines Vaters, seinen Namen durch die Ankunft eines zweiten Sohnes erhalten zu sehen; ich kam lange nicht, ich hatte einen Abscheu vor dem Leben.

Folgendes ist mein Taufzeugniß:

„Auszug aus dem Civilstandsregister der Gemeinde „von Saint-Malo vom Jahre 1768.“

„Franz René von Chateaubriand, Sohn von René „von Chateaubriand und Pauline Johanna Susanna von „Bedée, seiner Gemahlin, geboren am 4. September „1768, getauft am folgenden Tage von uns, Peter Hein„rich Nouail, Großvicar des Bischofs von Saint-Malo. „Als Taufzeugen sind unterzeichnet: Johann Baptist von „Chateaubriand, sein Bruder, Francisca Gertrude von „Contades, und der Vater. Also bestätigt im Regi„ster: Contades von Plouër, Johann Baptist von Cha„teaubriand, Brignon von Chateaubriand, von Chateau„briand und Nouail, Generalvicar.“

Man sieht, daß ich mich in meinen Werken geirrt habe, indem ich den 4. October und nicht den 4. September als den Tag meiner Geburt angegeben; meine Vornamen sind Franz René und nicht Franz August *).

Das Haus, welches damals meine Eltern bewohnten, liegt in einer dunklen, engen Straße von Saint-Malo, die Judenstraße genannt; es ist jetzt in einen Gasthof verwandelt. Das Zimmer, in welchem meine Mutter entbunden wurde, geht auf einen einsamen Theil der Stadmauern, und aus den Fenstern desselben erblickt man, so weit das Auge reicht, das Meer, das sich an den Klippen bricht. Meine Taufzeugen waren, wie man aus obigem Taufzeug-

*) Zwanzig Tage vor mir, am 15. August 1768, wurde auf einer anderen Insel, am entgegengesetzten Ende von Frankreich, der Mann geboren, welcher dem alten gesellschaftlichen Zustande ein Ende gemacht hat: Bonaparte.

nisse steht, mein Bruder und die Gräfin von Plouër, Tochter des Marschalls von Contades. Ich war fast leblos, als ich zur Welt kam. Das Brausen der Wogen, die von einem die Herbstnachtgleiche ankündigenden Sturme aufgewühlt wurden, verhinderte, daß mein erster Schrei gehört wurde; man hat mir oft diese Details erzählt, und das Traurige derselben hat sich nie aus meinem Gedächtnisse verwischt. Es giebt keinen Tag an welchem ich, über meine Vergangenheit nachdenkend, im Geiste nicht den Felsen sehe, auf welchem ich geboren wurde, das Zimmer, in welchem meine Mutter mir das Leben gab, den Sturm, dessen Geräusch mich in den ersten Schlummer wiegte, den unglücklichen Bruder, der mir einen Namen gab, den ich fast durch immerwährendes Unglück geschleppt habe. Der Himmel schien diese verschiedenen Umstände zu vereinigen, um ein Bild meines Schicksals schon in meine Wiege zu legen.

Vallée-aux-Loups, Januar 1812.

Plancouët. — Ein Gelübde. — Combourg. — Plan meines Vaters für meine Erziehung. — La Villeneuve. — Lucilie. — Die Fräulein Couppart. — Ich bin ein schlechter Schüler.

Nachdem ich mich dem mütterlichen Schooße entwunden hatte, traf mich mein erstes Exil; man verwies mich nach Plancouët, einem hübschen Dorfe zwischen Dinan, Saint-Malo und Lamballe. Der einzige Bruder meiner Mutter, der Graf von Bedée, hatte bei diesem Dorfe das Schloß Monchoir gebaut. Die Güter meiner Großmut-

ter mütterlicher Seits erstreckten sich in der Umgegend bis zu dem Flecken Corseul, das Curiosolites in Cäsars Commentaren. Meine Großmutter, die seit langer Zeit verwittwet war, bewohnte mit ihrer Schwester, Fräulein von Boisteilleul, ein Dorf, welches von Plancouët durch eine Brücke getrennt war und das man die Abtei nannte, von einer Unserer Frau von Nazareth gewidmeten Benedictinerabtei.

Da man bemerkte, daß es meiner Amme an Milch fehlte, so nahm eine andere arme Christin mich an ihre Brust. Sie weihte mich der Schutzheiligen des Dorfes, Unserer Frau von Nazareth, und versprach ihr, daß ich ihr zu Ehren bis in mein siebentes Jahr die blaue und weiße Farbe tragen sollte. Ich lebte nur erst seit einigen Stunden, und schon war mir die Schwere der Zeit auf die Stirn geschrieben. Warum ließ man mich nicht sterben? Es lag in dem Rathe Gottes, dem Gelübde der Einfalt und Unschuld die Erhaltung eines Lebens zu bewilligen, das ein eitler Ruhm zu erreichen drohte.

Dieses Gelübde der bretagnischen Bäuerin ist diesem Jahrhunderte fremd, doch hat die Vermittelung einer göttlichen Mutter zwischen dem Kinde und dem Himmel, die zugleich die Sorgen der irdischen Mutter theilt, etwas Rührendes.

Nach drei Jahren wurde ich nach Saint-Malo zurückgebracht; mein Vater war schon seit sieben Jahren wieder in den Besitz des Gutes Combourg gekommen. Er wünschte die Besitzungen wieder zu erlangen, welche seinen Vorfahren gehört hatten; da er weder um die Herrschaft Beaufort, welche an die Familie Goyon gekommen, noch um

die Baronie Chateaubriand, welche an das Haus Condé gefallen war, unterhandeln konnte, so wendete er den Blick auf Combourg, das Froissart Combour schreibt und das mehrere Zweige meiner Familie durch Heirathen mit den Coëtquen besessen hatten. Combourg vertheidigte die Bretagne in den Zügen der Normannen und Engländer; Junken, Bischof von Dol, erbaute es 1016, der große Thurm ist vom Jahre 1100. Der Marschall von Duras, welcher Combourg durch seine Gattin, Maclowie von Coëtquen, die Tochter einer Chateaubriand, besaß, verglich sich mit meinem Vater. Der Marquis du Hallay, Offizier bei den Grenadieren zu Pferde der königlichen Garde, durch seine Tapferkeit vielleicht zu bekannt, ist der Letzte der Coëtquen-Chateaubriand; Herr von Hallay hat einen Bruder. Der nämliche Marschall Duras stellte meinen Bruder und mich in seiner Eigenschaft als unser Verwandter später Ludwig XVI. vor.

Ich wurde für die königliche Marine bestimmt; die Abneigung gegen den Hof war bei jedem Bretagner, und ganz besonders bei meinem Vater, natürlich. Die Aristokratie unserer Stände bestärkte ihn in diesem Gefühle.

Als ich wieder nach Saint-Malo gebracht wurde, war mein Vater in Combourg, mein Bruder im Collegium von Saint-Brienne und meine vier Schwestern lebten bei meiner Mutter.

Die ganze Liebe dieser Letzteren hatte sich auf ihren ältesten Sohn concentrirt; nicht daß sie ihre übrigen Kinder nicht geliebt hätte, aber sie zeigte eine blinde Vorliebe für den jungen Grafen von Combourg. Ich hatte zwar als Knabe, als der Jüngste und als der Chevalier,

wie man mich nannte, einige Vorrechte vor meinen Schwestern, aber eigentlich war ich den Händen der Leute überlassen. Meine Mutter, eine Frau voll Geist und Tugend, war übrigens von ihren gesellschaftlichen Sorgen und von den Pflichten der Religion in Anspruch genommen. Die Gräfin von Plouër, meine Pathe, war ihre intime Freundin; auch sah sie die Verwandten von Maupertuis und vom Abbé Trublet bei sich. Sie liebte die Politik, das Geräusch und die Welt, denn man trieb Politik in Saint-Malo, wie die Mönche von Saba im Thale Kidron; sie nahm ein eifriges Interesse an der Sache des La Chalotais. Im Familienkreise war sie mürrisch, zerstreut und von übertriebener Sparsamkeit, was uns anfangs hinderte, ihre vortrefflichen Eigenschaften zu erkennen. Trotz ihrer Ordnungsliebe wurden ihre Kinder unordentlich gehalten; trotz ihrer Freigebigkeit schien sie geizig zu sein, trotz ihres sanften Charakters schmählte sie beständig. Mein Vater war der Schrecken der Dienstleute, meine Mutter war ihre Geißel.

Aus diesem Charakter meiner Eltern entwickelten sich die ersten Gefühle meines Lebens. Ich schloß mich der Frau an, welche für mich sorgte, ein vortreffliches Geschöpf, Namens La Villeneuve, deren Namen ich mit einem Gefühle von Dankbarkeit und mit Thränen in den Augen niederschreibe. La Villeneuve war eine Art Oberaufseherin im Hause; sie trug mich auf ihren Armen, gab mir heimlich Alles, was sie finden konnte, trocknete meine Thränen, küßte mich, warf mich in einen Winkel und nahm mich dann wieder, und murmelte dazu beständig: „dieser wird nicht stolz werden, er hat ein gutes

Herz, er verachtet nicht die armen Leute! Da, mein Söhnchen!“ und zugleich stopfte sie mich mit Wein und Zucker.

Meine kindliche Liebe zur Villeneuve wurde bald durch eine würdigere Zuneigung in den Hintergrund gedrängt.

Lucilie, die vierte meiner Schwestern, war zwei Jahre älter als ich. Als die jüngste vernachlässigt, bestand ihr Putz nur aus dem, was ihre älteren Schwestern ablegten. Man denke sich ein hageres, für ihr Alter zu großes Mädchen, mit schwächlichen Armen und schüchterner Miene, die mit Mühe sprach und nichts lernen konnte; man kleide sie in einen Anzug, der für einen andern Wuchs als den ihrigen angefertigt war; man schließe ihren Oberkörper in eine Schnürbrust ein, deren Blankscheide sie in den Seiten verwundete; man unterstütze ihren Hals durch ein eisernes, mit braunem Sammet überzogenes Halsband; man binde ihr das Haar auf dem Scheitel zusammen und befestige es mit einer Haube von schwarzem Stoffe, und man wird das unglückliche Geschöpf vor sich sehen, welches mir bei meinem Eintritte unter das väterliche Dach in die Augen fiel. Niemand hätte in der armen Lucilie die Talente und die Schönheit geahnet, durch die sie später glänzen sollte.

Sie wurde mir wie ein Spielzeug überlassen; ich mißbrauchte meine Gewalt nicht, und anstatt sie meinem Willen zu unterwerfen, wurde ich ihr Vertheidiger. Man führte uns alle Morgen zu den Schwestern Couppart, zwei alten, verwachsenen, schwarz gekleideten Personen, welche die Kinder im Lesen unterrichteten. Lucilie las sehr schlecht, und ich noch schlechter. Man schalt sie aus und ich kratzte die beiden Schwestern, worüber schwere

Klagen bei meiner Mutter erhoben wurden. Ich fing an, für einen Taugenichts, einen widerspenstigen, faulen Knaben, kurz für einen Esel zu gelten. Diese Ideen setzten sich in dem Geiste meiner Aeltern fest; mein Vater sagte, alle Chevaliers von Chateaubriand seien Tagediebe, Trunkenbolde und Zänker gewesen. Meine Mutter seufzte und schmälte, als sie die Unordnung meines Anzuges sah. So klein ich noch war, so empörte mich doch die Aeußerung meines Vaters, und wenn meine Mutter ihre Vermahnungen mit Lobsprüchen auf meinen Bruder krönte, den sie einen Cato, einen Helden nannte, so fühlte ich mich geneigt, alles Böse zu thun, was man von mir zu erwarten schien.

Mein Schreiblehrer, Herr Després, mit einer Matrosenperrücke, war nicht zufriedener mit mir als meine Eltern; er ließ mich ewig nach einer Vorschrift folgende zwei Verse copiren, vor denen ich einen wahren Abscheu erhielt, nicht wegen des darin enthaltenen Sprachfehlers:

C'est à vous mon esprit à qui je veux parler;
Vous avez des défauts que je ne puis celer.

Er begleitete seine Verweise mit Faustschlägen, die er mir in den Nacken gab, indem er mich eine tête d'achôcre nannte; wollte er vielleicht sagen achore? *) Ich weiß nicht, was eine tête d'achôcre ist, aber es muß etwas Fürchterliches sein.

Saint-Malo ist nichts als ein Felsen. Früher stand er in der Mitte eines salzigen Sumpfes; aber er wurde

*) Von dem griechischen Achor, Ausschlag.

eine Insel durch den Einbruch des Meeres, welches im Jahre 709 den Meerbusen aushöhlte und den Mont Saint-Michel mit Wasser umgab. Jetzt hängt der Felsen von Saint-Malo mit dem festen Lande nur durch eine Straße zusammen, welche den poetischen Namen le Sillon führt. Diese Straße wird auf der einen Seite von der offenen See und auf der anderen von der Fluth ausgewaschen, welche eine Wendung macht, um in den Hafen zu strömen. Ein Sturm zerstörte sie fast ganz im Jahre 1730. Während der Ebbe ist der Hafen trocken, und an der östlichen und nördlichen Seite des Meeres zeigt sich eine Düne von dem schönsten Sande. Man kann dann um mein heimathliches Nest herumgehen. In der Nähe und in der Ferne liegen Felsen, Forts, unbewohnte Inselchen umhergestreut: das Fort Royal, die Conchée, Cézembre und Grand-Bé, wo mein Grab sein wird; ich hatte, ohne es zu wissen, eine gute Wahl getroffen, denn be bedeutet im Bretagnischen Grab.

Am Ende des Sillon liegt am Ufer des weiten Meeres ein Sandhügel, auf welchem ein Calvarienberg angelegt ist. Dieser Hügel heißt la Hoguette; es steht ein alter Galgen darauf, an dessen Balken wir Kämmerchen zu vermiethen spielten, indem wir sie den Seevögeln abstritten. Indessen hielten wir uns doch nicht ohne eine gewisse Angst an dieser Stelle auf.

Hier liegen auch die Miels, Dünen, auf denen Schafe weideten; rechts sind Wiesen am Fuße des Paramé, der Weg für die Post von Saint-Servan, der Gottesacker, ein Calvarienberg und Mühlen auf Sandhügeln, wie die,

welche auf dem Achillesgrabe am Eingange des Hellesponts stehen.

Leben meiner Großmutter mütterlicher Seite und ihrer Schwester zu Plancouët. — Mein Oheim, der Graf von Bedée in Monchoir. — Aufhebung des Gelübdes meiner Amme.

Ich näherte mich meinem siebenten Jahre; meine Mutter führte mich nach Plancouët, um mich von dem Gelübde meiner Amme entbinden zu lassen; wir stiegen bei meiner Großmutter ab. Wenn ich das Glück kennen gelernt habe, so ist es gewiß in diesem Hause gewesen.

Meine Großmutter bewohnte in der Straße du Hameau de l'Abbaye ein Haus, dessen Garten terrassenförmig nach einem kleinen Thale hinabging, in welchem sich eine von Weiden umgebene Quelle befand. Frau von Bedée konnte nicht mehr gehen, aber außerdem litt sie an keiner einzigen Beschwerde ihres Alters; sie war eine angenehme alte Dame, corpulent, weiß, sauber, mit vornehmer Miene und edlem Benehmen, welche Faltenkleider nach altem Schnitte und eine schwarze unter dem Kinn befestigte Spitzenhaube trug. Sie besaß einen gebildeten Geist, eine anziehende Unterhaltungsgabe und einen ernsten Charakter. Sie wurde von ihrer Schwester, Fräulein von Boisteilleul, gepflegt, die nur in Bezug auf die Herzensgüte Aehnlichkeit mit ihr hatte. Diese war eine kleine, hagere, muntere, gesprächige und scherzhafte Person. Sie hatte einen Grafen von Trémigon geliebt, der sie hatte heirathen wollen, aber später sein Wort brach. Meine

Tante hatte sich getröstet, indem sie ihre Liebe besang, denn sie war Dichterin. Ich erinnere mich noch, daß ich oft gehört habe, wie sie mit näselnder Stimme, die Brille auf der Nase und während sie Manschetten für ihre Schwester stickte, eine Fabel sang, welche folgendermaßen begann:

Un épervier aimait une fauvette,
Et, ce dit-on, il en était aimé;

was mir immer sehr sonderbar für einen Sperber vorkam. Das Lied schloß mit dem Refrain:

Ah! Trémigon, la fable est-elle obscure?
Ture lure.

Wie viele Dinge in der Welt endigen, wie die Liebe meiner Tante, mit Ture lure.

Meine Großmutter verließ sich wegen der Sorge für das Hauswesen auf ihre Schwester. Sie speiste um elf Uhr zu Mittag und hielt dann ihre Siesta; um ein Uhr erwachte sie und man trug sie die Terrassen des Gartens hinab unter die Weiden an der Quelle, wo sie strickte, umgeben von ihrer Schwester, ihren Kindern und Enkeln. In jener Zeit war das Alter eine Würde, jetzt ist es eine Bürde. Um vier trug man die Großmutter wieder in den Salon; Peter, der Bediente, machte einen Spieltisch zurecht, Fräulein von Boisteilleul klopfte mit der Feuerzange an die Kaminplatte, und nach einigen Augenblicken sah man drei andere alte Jungfrauen eintreten, welche auf den Ruf meiner Tante aus dem Nachbarhause kamen. Diese drei Schwestern hießen die Fräulein Vildéneux; sie waren die Töchter eines alten Edelmanns, und anstatt seine geringe Hinterlassenschaft unter sich zu theilen, leb-

ten sie gemeinschaftlich davon, hatten sich nie getrennt und nie das väterliche Dorf verlassen. Seit ihrer Kindheit mit meiner Großmutter bekannt, wohnten sie neben ihrem Hause, und kamen jeden Tag auf das verabredete Zeichen im Kamin, um mit ihrer Freundin eine Partie Quadrille zu spielen. Das Spiel begann, die guten Damen zankten sich, und dies war das einzige Ereigniß ihres Lebens, der einzige Augenblick, wo die Harmonie ihres Gemüths gestört wurde. Um acht Uhr kehrte mit dem Abendessen die Heiterkeit zurück. Oft nahm mein Oheim Bedée mit seinem Sohne und seinen drei Töchtern an dem Souper der Großmutter Theil. Diese erzählte tausend Geschichten aus der alten Zeit; mein Oheim dagegen schilderte die Schlacht von Fontenoy, der er beigewohnt hatte, und krönte seine Prahlereien mit ziemlich freien Anekdoten, über welche sich die ehrbaren Fräuleins todt lachen wollten. Um neun Uhr war das Souper zu Ende, und die Bedienten traten ein; man kniete nieder und Fräulein von Boisteilleul sprach mit lauter Stimme das Gebet. Um zehn Uhr schlief Alles im Hause, mit Ausnahme meiner Großmutter, die sich bis ein Uhr Morgens von ihrer Kammerfrau vorlesen ließ.

Diese Gesellschaft, die erste, die ich in meinem Leben beobachtet habe, ist auch die erste, die meinen Augen entschwunden ist. Ich habe den Tod unter dieses Dach des Friedens und des Segens einziehen, es nach und nach vereinsamen und ein Zimmer um das andere schließen sehen, die sich nicht wieder öffneten. Ich habe gesehen, daß meine Großmutter gezwungen war, ihre Quadrille aus Mangel an gewohnten Theilnehmerinnen

aufzugeben, ich habe gesehen, wie sich die Zahl ihrer treuen Freundinnen verminderte, bis endlich meine Großmutter zuletzt hinsank. Sie und ihre Schwester hatten einander das Versprechen gegeben, sich zu rufen, sobald eine von ihnen vorausgegangen sein würde; sie hielten Wort, und Frau von Bedée überlebte Fräulein von Boisteilleul nur um wenige Monate. Ich bin vielleicht der einzige Mensch in der Welt, welcher weiß, daß diese Personen gelebt haben. Zwanzigmal habe ich seitdem die nämliche Bemerkung gemacht; zwanzigmal haben sich Gesellschaften um mich her gebildet und wieder aufgelöst. Diese Unmöglichkeit der Dauer in den menschlichen Verbindungen, dieses tiefe Vergessen, welches uns folgt, dieses unüberwindliche Schweigen, das sich unseres Grabes bemächtigt und sich über unser Haus verbreitet, führen mich immer wieder auf die Nothwendigkeit der Isolirung zurück. Jede Hand ist gut, um uns das Glas Wasser zu reichen, dessen wir in der tödtlichen Krankheit bedürfen können. Ach, möge sie uns nicht zu theuer sein! Denn wie kann man ohne den tiefsten Schmerz die Hand loslassen, die man mit Küssen bedeckt hat und die man ewig an sein Herz drücken möchte?

Das Schloß des Grafen von Bedée lag eine Stunde von Plancouët in einer hohen und freundlichen Gegend. Alles athmete hier Freude; die Heiterkeit meines Oheims war unerschöpflich. Er hatte drei Töchter, Caroline, Marie und Flora, und einen Sohn, den Parlamentsrath Grafen von la Bouëtardais, welche von Herzen seine Fröhlichkeit theilten. Monchoix war mit den Vettern aus der Nachbarschaft angefüllt; man machte Musik, man

tanzte, man jagte, man war lustig vom Morgen bis zum Abend. Meine Tante, Frau von Bedée, welche sah, wie mein Oheim fröhlich sein Vermögen und seine Einkünfte verzehrte, zürnte nicht ohne Grund; aber man hörte nicht auf sie, und ihre üble Laune vermehrte nur die heitere Stimmung der Familie, um so mehr, da meine Tante selbst manche Eigenheiten hatte; sie hatte beständig einen großen, bissigen Jagdhund auf ihrem Schooße liegen, und in ihrem Gefolge ein gezähmtes Wildschwein, welches das ganze Schloß mit seinem Grunzen erfüllte. Wenn ich aus der finsteren, schweigsamen väterlichen Wohnung in dieses Haus der Feste und des Geräusches kam, fühlte ich mich in einem wahren Paradiese. Dieser Contrast wurde noch auffallender, als meine Familie sich auf dem Lande niedergelassen hatte; von Combourg nach Monchoix zu gehen, war ein Uebergang aus einer Wüste in die Welt, aus der Burg eines Barons des Mittelalters in die Villa eines römischen Fürsten.

Am Himmelfahrtstage des Jahres 1775 begab ich mich mit meiner Mutter, meiner Tante Boisteilleul, meinem Oheim Bedée und seinen Kindern, meiner Amme und meinem Milchbruder von dem Hause meiner Großmutter aus nach Notre Dame de Nazareth. Ich trug eine weiße Levite, Schuhe, Handschuhe, einen weißen Hut und einen Gürtel von blauer Seide. Um zehn Uhr Vormittags erreichten wir die Abtei. Dem an der Straße liegenden Kloster gab ein mit Ulmen aus den Zeiten Johann's V. von Bretagne besetzter Platz das Ansehen eines hohen Alters. Von diesem Platze aus kam man auf den Gottesacker; der Christ gelangte nur durch die

Region der Gräber in die Kirche, wie uns der Tod vor Gottes Angesicht führt.

Schon hatten die Mönche ihre Plätze eingenommen; der Altar war mit einer Menge Kerzen erleuchtet und von den verschiedenen Gewölben hingen brennende Lampen herab: die gothischen Gebäude bilden in ihren Abtheilungen hinter einander aufsteigende Horizonte. Die Stabträger nahmen mich an der Thür in Empfang und führten mich in Prozession nach dem Chore. Hier standen drei Sessel bereit; ich nahm auf dem mittelsten Platz, meine Amme setzte sich zu meiner Linken und mein Milchbruder zu meiner Rechten.

Die Messe begann; beim Offertorium wendete sich der Priester nach mir um und las die Gebete, dann wurden mir die weißen Kleider ausgezogen und als Exvoto unter einem Bilde der heiligen Jungfrau aufgehängt. Man bekleidete mich hierauf mit einem Rocke von violetter Farbe. Der Prior hielt eine Predigt über die Wirksamkeit der Gelübde; er erinnerte an die Geschichte des Barons von Chateaubriand, der mit dem heiligen Ludwig nach dem Morgenlande gezogen war, und sagte mir, daß ich vielleicht ebenfalls in Palästina diese heilige Jungfrau von Nazareth besuchen werde, der ich auf die Fürbitte des Armen, die immer so mächtig bei Gott ist, das Leben zu verdanken habe. Dieser Mönch, der mir die Geschichte meiner Familie erzählte, wie Dante's Großvater diesem die Geschichte seiner Ahnen, hätte auch, wie Cacciaguida, die Prophezeiung meines Exils hinzufügen können.

Tu proverai si come sà di sale
Il pane altrui, e com' è duro calle

Lo scendere e 'l salir per l'altrui scale.
E quel che più ti graverà le spalle,
Sarà la compagnia malvagia e scempia,
Con la qual tu cadrai in questa valle;
Che tutta ingrata, tutta matta ed empia
Si farà contra te. . . . . . .
. . . .
Di sua bestialitate il suo processo
Sarà la pruova: si ch' a te fia bello
Averti fatta parte, per se stesso.

„Du wirst erfahren, wie bitter fremdes Brod schmeckt, „wie hart die Stufen sind, um eine fremde Treppe auf „und ab zu steigen. Und was Deine Schultern noch „schwerer belasten wird, das wird die schlechte und un„sinnige Gesellschaft sein, mit welcher Du in dieses Thal „fallen wirst, und die sich in ihrer Undankbarkeit, ihrem „Wahnsinne und ihrer Gottlosigkeit gegen Dich kehren „wird. . . . .

„. . . . .

„Von ihrer Rohheit wird ihr Benehmen zeugen; so schön „wird es von Dir sein, Deinen eigenen Weg eingeschla„gen zu haben."

Seit der Vermahnung des Benedictiners habe ich stets an eine Wallfahrt nach Jerusalem gedacht und habe sie endlich ausgeführt.

Ich bin der Kirche gewidmet gewesen und das Kleid meiner Unschuld ist auf ihren Altären niedergelegt worden; jetzt könnte man nicht meine Kleider in ihren Tempeln aufhängen, sondern meine Leiden.

Ich wurde wieder nach Saint-Malo gebracht. Saint-Malo ist nicht das Aleth der notitia imperii; Aleth war

von den Römern an einer zweckmäßigeren Stelle in der Vorstadt Saint-Servan an dem Kriegshafen, Solidor genannt, an der Mündung der Rance erbaut. Aleth gegenüber lag ein Felsen, est in conspectu Tenedos, nicht der Zufluchtsort der treulosen Griechen, sondern der Aufenthalt des Eremiten Aaron, der im Jahre 507 seine Wohnung auf dieser Insel aufschlug. Dies ist die Zeit des Sieges Chlodwigs über Alarich; der Eine gründete ein kleines Kloster, der Andere eine große Monarchie, zwei Bauwerke, welche beide zusammengestürzt sind.

Malo, lateinisch Maclovius, Macutus, Machutes, welcher im Jahre 541 Bischof von Aleth wurde, machte Aaron, durch dessen Ruf angezogen, einen Besuch. Als Caplan des Bethauses dieses Eremiten errichtete er nach dem Tode des Heiligen eine Cönobialkirche, in praedio Machutis. Der Name Malo ging auf die Insel über, und dann auf die Stadt Maclovium oder Maclopolis.

Von dem heiligen Malo, dem ersten Bischof von Aleth, bis zu dem heiligen Johann, mit dem Beinamen de la Grille, der im Jahre 1140 geweiht wurde und die Cathedralkirche erbauen ließ, zählt man fünfundvierzig Bischöfe. Da Aleth schon fast ganz verlassen war, so verlegte Jean de la Grille den Bischofsitz aus der römischen in die bretagnische Stadt, welche auf dem Felsen Aarons emporwuchs.

Saint-Malo hatte in den folgenden Kriegen zwischen den Königen von Frankreich und von England viel zu leiden.

Der Graf von Richemont, später Heinrich VII. von England, mit welchem die Streitigkeiten zwischen der

weißen und rothen Rose endigten, wurde nach Saint-Malo gebracht. Von dem Herzoge von Bretagne an die Gesandten Richards ausgeliefert, wurde er von diesen nach London geführt, wo er hingerichtet werden sollte. Er entkam jedoch seinen Wächtern und flüchtete sich in die Cathedralkirche, asylum quod in ea urbe est inviolatissimum; dieses Asylrecht schrieb sich von den Druiden, den ersten Priestern der Insel Aaron, her.

Ein Bischof von Saint-Malo war einer der drei Günstlinge (die beiden anderen waren Arthur von Montauban und Jean Hingaut), welche den unglücklichen Gilles de Bretagne ins Verderben stürzten, wie man liest in der „Histoire lamentable de Gilles, seigneur de Chateaubriand et de Chantocé, prince du sang de France et de Bretagne, étranglé en prison par les ministres du favori, le 24. avril 1450."

Es existirt eine schöne Capitulation zwischen Heinrich IV. und Saint-Malo; die Stadt unterhandelt wie eine Macht mit einer andern, nimmt Diejenigen, welche sich in ihre Mauern geflüchtet haben, in Schutz und erhält durch eine Verordnung Philiberts de la Guiche, Großmeisters der französischen Artillerie, die Erlaubniß, hundert Kanonen gießen zu lassen. Diese kleine Republik von Saint-Malo hatte in der That große Aehnlichkeit mit Venedig, wenn man sich den heitern Himmel und die Künste hinwegdenkt, sowohl in Hinsicht auf ihre Religion, ihre Reichthümer, wie ihre Ritterlichkeit zur See. Sie unterstützte die Expedition Karl's V. nach Afrika und stand Ludwig XIII. vor La Rochelle bei. Ihre Flagge wehte auf allen Meeren, sie unterhielt Verbindungen mit

Mokka, Surate, Pondichery, und eine in ihrem Schooße gebildete Gesellschaft beschiffte das Südmeer.

Von der Regierung Heinrich's IV. an zeichnete sich meine Vaterstadt durch ihre Hingebung und ihre Treue gegen Frankreich aus. Die Engländer bombardirten sie 1693; sie warfen am 29. November dieses Jahres eine Höllenmaschine hinein, in deren Trümmern ich oft mit anderen Kindern gespielt habe. Im Jahre 1758 bombardirten sie die Stadt abermals.

Die Bewohner der Stadt machten Ludwig XIV. während des Krieges von 1701 beträchtliche Geldvorschüsse, und zum Dank für diesen Dienst ertheilte ihnen der König das Vorrecht, sich selbst zu bewachen; er befahl, daß die Besatzung des ersten Schiffes der königlichen Marine ausschließlich aus Matrosen von Saint-Malo und dessen Gebiet bestehen sollte.

Im Jahre 1771 wiederholten die Malouiner das gebrachte Opfer, indem sie Ludwig XV. dreißig Millionen vorschossen. Der berühmte Admiral Anson landete 1758 bei Cancale und legte Saint-Servan in Asche. Im Schlosse von Saint-Malo schrieb La Chalotais auf Leinwand mit einem Zahnstocher, Ruß und Wasser die Memoiren, welche so viel Aufsehen machten und deren sich Niemand mehr erinnert. Die Ereignisse werden von den Ereignissen verwischt; es sind Inschriften, auf welche andere Inschriften eingegraben werden, und sie bilden die Seiten in der Geschichte der Palimpsesten.

Saint-Malo lieferte die besten Matrosen unserer Marine; man findet die Liste derselben in dem im Jahre 1682 erschienenen Foliobande: „Rôle général des offi-

ciers, mariniers et matelots de Saint-Malo." Es giebt eine „Coutume de Saint-Malo", abgedruckt in der Sammlung der allgemeinen Stadtrechte. Die Archive der Stadt sind reich an Urkunden, welche für die Geschichte und das Seerecht wichtig sind.

Saint-Malo ist die Vaterstadt Jakob Cartier's, des französischen Christoph Columbus, welcher Canada entdeckte. Die Malouins haben am entgegengesetzten Ende Amerika's einer Inselgruppe, den Maluinen, ihren Namen gegeben.

Saint-Malo ist der Geburtsort von Duguay-Trouin, einem der größten Seemänner, die es gegeben hat, und in der neueren Zeit hat sie Surcouf das Leben gegeben. Der berühmte Mahé de la Bourdonnaye, Gouverneur von Isle de France, wurde in Saint-Malo geboren, ebenso Lamettrie, Maupertuis und der Abbé Trublet, über den Voltaire so viel spottete; dies Alles ist nicht ganz übel für ein Städtchen, das nicht so groß ist als der Tuileriengarten.

Der Abbé Lamennais hat alle diese kleinen literarischen Berühmtheiten meiner Vaterstadt in den Schatten gestellt; Broussais ist ebenfalls in Saint-Malo geboren, so wie mein edler Freund, der Graf von La Ferronnays.

Endlich, um nichts zu übergehen, erwähne ich die Doggen, welche die Garnison von Saint-Malo bildeten; sie stammten von den berühmten Hunden, den Regimentskindern der Gallier, welche nach Strabo im Verein mit ihren Herren den Römern regelmäßige Schlachten lieferten. Albert der Große, ein Mönch vom Orden des heiligen Dominicus und ein eben so bedeutender Schriftsteller

als der griechische Geograph, erzählt, daß in Saint=Malo „die Bewachung einer so wichtigen Festung der Treue gewisser Doggen anvertraut werde, welche tüchtige und zuverlässige Patrouillen machten.“ Sie wurden zum Tode verurtheilt, weil sie das Unglück gehabt hatten, einen Edelmann rücksichtslos in die Beine zu beißen, was in unseren Tagen Gelegenheit zu dem Liede: „Bon voyage“ gegeben hat. Es wird über Alles gespottet. Die Verbrecher wurden ins Gefängniß geworfen; einer von ihnen weigerte sich, Nahrung aus den Händen seines weinenden Hüters zu nehmen, und das edle Thier starb den Hungertod; die Hunde, wie die Menschen, werden für ihre Treue bestraft. Auch das Capitol wurde ja, wie mein Delos, von Hunden bewacht, welche nicht bellten, wenn Scipio Africanus des Morgens kam, um sein Gebet zu verrichten.

Von Mauern aus verschiedenen Epochen umschlossen, welche in „große“ und „kleine“ getheilt werden und die zu Spaziergängen umgewandelt sind, wird Saint=Malo noch jetzt von dem Schlosse vertheidigt, von dem ich gesprochen habe und das die Herzogin Anna mit Thürmen, Bastionen und Gräben verstärkte. Von Außen gesehen gleicht die Inselstadt einer Citadelle von Granit.

Auf der sandigen Küste zwischen dem Schlosse und dem Fort Royal versammeln sich die Kinder. Hier bin ich in Gesellschaft der Wellen und der Stürme aufgewachsen. Eine der ersten Freuden, die ich genossen habe, war, gegen den Sturm zu kämpfen und mein Spiel mit den Wellen zu treiben, welche sich vor mir zurückzogen oder mich auf dem Ufer verfolgten. Eine andere Unterhaltung

war, aus dem Ufersande Gebäude aufzuführen, welche meine Spielkameraden Backöfen nannten. Ich habe seitdem oft Paläste für die Ewigkeit errichten sehen, welche schneller zusammengestürzt sind als meine Sandschlösser.

Da meine Bestimmung unwiderruflich festgesetzt war, so überließ man mich einer müßigen Kinderzeit. Einige Unterweisung im Zeichnen, in der englischen Sprache, in der Hydrographie und Mathematik schienen mehr als hinreichend für den Unterricht eines Knaben, der im voraus für das rauhe Leben eines Seemanns bestimmt war.

Ich wuchs ohne Studien in meiner Familie auf; wir bewohnten nicht mehr das Haus, in dem ich geboren wurde, denn meine Mutter hatte ein Hotel an dem Platze Saint-Vincent bezogen, fast dem Thore gegenüber, welches nach dem Sillon führt. Die Straßenbuben der Stadt waren meine besten Freunde geworden, und ich füllte den Hof und die Treppen des Hauses mit ihnen an. Ich glich ihnen in jeder Beziehung; ich sprach ihre Sprache, ich hatte ihr Benehmen und ihren Gang angenommen, ich war gekleidet wie sie, ich ging eben so unordentlich und bloß wie sie; meine Hemden waren zerrissen, ich hatte nie einen Strumpf an den Füßen, der nicht große Löcher gehabt hätte, ich ging in schlechten, zerrissenen Schuhen, die mir bei jedem Schritte von den Füßen fielen, ich verlor oft meinen Hut und zuweilen sogar meinen Rock. Mein Gesicht war schmutzig, zerkratzt und zerschlagen, meine Hände schwarz. Ich hatte ein so seltsames Ansehen, daß meine Mutter mitten in ihrem Zorne sich nicht enthalten konnte, zu lachen und auszurufen: „Wie häßlich ist er!“

Demungeachtet liebte ich die Reinlichkeit und selbst die Zierlichkeit und habe sie stets geliebt. Während der Nacht suchte ich meine zerrissenen Kleider auszubessern; die gute Villeneuve und meine Lucilie halfen mir bei Wiederherstellung meiner Toilette, um mir Scheltworte und Strafen zu ersparen; aber durch ihr Flickwerk wurde mein Anzug nur noch lächerlicher. Ich war besonders untröstlich, wenn ich so zerlumpt unter Kindern erschien, die sich mit ihrem Staate und ihren neuen Kleidern brüsteten.

Meine Landsleute hatten etwas Fremdartiges an sich, das an Spanien erinnerte. Malouinische Familien hatten sich in Cadix niedergelassen und Familien aus Cadix in Saint-Malo. Die insularische Lage, die Straßen, die Architektur, die Häuser, die Cisternen, die Granitmauern von Saint-Malo gaben ihm eine gewisse Aehnlichkeit mit Cadix; als ich diese Stadt sah, erinnerte ich mich der ersteren.

Jeden Abend in denselben Bezirk eingeschlossen, bildeten die Bewohner von Saint-Malo gleichsam nur eine einzige Familie. Die Sitten waren noch so einfach, daß junge Frauen, die sich Bänder und Gaze aus Paris kommen ließen, für Weltkinder erklärt wurden, von denen sich ihre Freundinnen ängstlich zurückzogen. Ein Fehltritt war etwas ganz Unerhörtes; eine Gräfin von Abbeville, welche in einen solchen Verdacht kam, gab Veranlassung zu einem Klageliede, das man sang, indem man sich bekreuzigte. Indessen nahm der Dichter desselben, unwillkürlich den Traditionen der Troubadours treu bleibend,

Partei gegen den Ehemann, den er ein barbarisches Ungeheuer nannte.

An gewissen Tagen des Jahres kamen die Bewohner der Stadt und des Landes auf Jahrmärkten zusammen, welche „Assemblées" hießen und auf den Inseln und an den Forts von Saint-Malo gehalten wurden; während der Ebbe fand man sich zu Fuß daselbst ein und während der Fluth in Kähnen. Die Menge der Matrosen und Landleute, die mit Planen bedeckten Karren, die Züge von Pferden, Eseln und Maulthieren, die am Ufer aufgeschlagenen Zelte, die Prozessionen der Mönche und Brüderschaften, die sich mit ihren Fahnen und Kreuzen durch das Gewühl drängten, die hin und her fahrenden, theils durch Ruder, theils durch Segel fortbewegten Schaluppen, die in den Hafen einlaufenden, oder auf der Rhede vor Anker gehenden Schiffe, der Kanonendonner, das Glockengeläute: dies Alles trug dazu bei, in diese Zusammenkünfte Lärm, Bewegung und Abwechselung zu bringen.

Ich war der einzige Zeuge dieser Feste, der nicht die Freuden derselben theilte. Ich erschien dabei ohne Geld, wofür ich mir Spielzeug und Kuchen hätte kaufen können. Um der Verachtung zu entgehen, welche der Armuth zu Theil wird, setzte ich mich, entfernt von dem Gewühl, an die Wasserlachen, welche das Meer in den Aushöhlungen der Felsen bildet und unterhält. Hier vertrieb ich mir die Zeit, die Pinguine und Möven umherfliegen zu sehen, mit offenem Munde in die blaue Ferne zu blicken, Muscheln zu suchen und auf das Plätschern der Wellen zwi-

schen den Klippen zu horchen. Wenn ich des Abends nach Hause kam, war ich nicht viel glücklicher; ich hatte einen Widerwillen gegen manche Speisen, aber man zwang mich, sie zu essen. Ich bat mit einem Blicke den Bedienten La France, und dieser nahm mir geschickt den Teller weg, wenn mein Vater das Gesicht abwendete. Mit dem Feuer wurde es eben so streng genommen; es war mir nicht erlaubt, mich dem Kamine zu nähern. Es ist ein großer Unterschied zwischen diesen strengen Eltern und den jetzigen Kinderverziehern.

Wenn ich aber Kummer hatte, von dem die jetzige Kindheit nichts weiß, so wurden mir auch einige Freuden zu Theil, welche ihr unbekannt sind.

Man weiß jetzt nichts mehr von den religiösen und Familienfesten, bei denen das ganze Vaterland und der Gott dieses Vaterlandes sich zu erfreuen schienen; Weihnacht, der Neujahrstag, der Dreikönigstag, Ostern, Pfingsten, das Johannisfest waren für mich Tage des Glücks. Vielleicht hat der Einfluß meines heimathlichen Felsens auf meine Gefühle und auf meine Studien eingewirkt. Im Jahre 1015 thaten die Bewohner von Saint-Malo das Gelübde, mit ihren Händen und ihren Mitteln die Thürme der Kathedralkirche von Chartres aufbauen zu helfen; habe ich nicht auch mit meinen Händen an der Wiedererbauung des eingestürzten Thurmes der alten christlichen Basilica gearbeitet? „Die Sonne," sagt der Pater Maunoir, „hat nie einen District beschienen, in welchem die Treue für den wahren Glauben beharrlicher und unerschütterlicher gewesen wäre, als in der Bretagne.

Seit dreizehn Jahrhunderten hat kein ungläubiges Wort die Sprache befleckt, welche als Organ gedient hat, um die Lehre Christi zu predigen, und Der soll noch geboren werden, der einen Bretagner in bretagnischer Mundart eine andere Religion als die katholische predigen gehört hätte."

An den erwähnten Festtagen wallfahrtete ich mit meinen Schwestern nach den verschiedenen Gotteshäusern der Stadt, nach der Kapelle von Saint-Aaron, nach dem Kloster de la Victoire, mein Ohr wurde von den sanften Stimmen einiger unsichtbarer Frauen berührt; die Harmonien ihres Gesanges vermischten sich mit dem Brausen der Wogen. Im Winter, wenn sich die Kirche zum Schlußgebet mit Menschen füllte; wenn alte Matrosen, auf den Knien liegend, junge Frauen und Kinder, mit kleinen Kerzen in der Hand, in ihren Gebetbüchern lasen; wenn die Menge im Augenblick des Segensprechens im Chore das Tantum ergo wiederholten; wenn in den Pausen zwischen den Gesängen der Weihnachtssturm in den Fenstern der Basilica klirrte und das Gewölbe dieses Schiffs erschütterte, in dem die männliche Stimme Jakob Cartier's und Duguay-Trouin's ertönt war: dann wurde ich von einem ungewöhnlichen religiösen Gefühle ergriffen. Die Villeneuve brauchte mich nicht zu erinnern, die Hände zu falten und Gott mit allen Namen anzurufen, die meine Mutter mich gelehrt hatte; ich sah die Himmel offen, ich sah die Engel, welche unsern Weihrauch und unser Gelübde darbrachten, und ich beugte meine Stirn; sie war noch nicht mit dem Kummer belastet, der uns so sehr niederdrückt, daß man versucht wird, den Kopf nicht wieder

zu erheben, wenn man ihn am Fuße der Altäre niedergebeugt hat.

Mancher Seemann schiffte sich, wenn er von dieser Feier kam, gestärkt gegen die Stürme der Nacht ein, während ein Anderer in den Hafen einlief, indem er auf die beleuchtete Kuppel der Kirche zusteuerte; so standen die Religion und die Gefahren in steter Beziehung zu einander, und ihre Bilder zeigten sich unzertrennlich meinem Geiste. Ich war kaum geboren, so hörte ich schon vom Sterben sprechen; des Abends ging ein Mann mit einer Glocke durch die Straßen und forderte die Christen auf, für ihre verstorbenen Brüder zu beten. Fast jedes Jahr gingen Schiffe vor meinen Augen zu Grunde, und während ich mich an der Küste belustigte, warf das Meer zu meinen Füßen die Leichname fremder Menschen ans Land, welche fern von ihrem Vaterland den Tod gefunden hatten. Frau von Chateaubriand sagte zu mir, wie die heilige Monica zu ihrem Sohne: „Nihil longe est a Deo,“ „vor Gott ist nichts fern.“ Man hatte meine Erziehung der Vorsehung anvertraut, und sie verschonte mich nicht mit guten Lehren.

Der heiligen Jungfrau geweiht, kannte und liebte ich meine Beschützerin, die ich mit meinem Schutzengel verwechselte; ihr Bild, das der guten Villeneuve einen halben Sou gekostet hatte, war mit vier Stecknadeln zu den Häupten meines Bettes an die Wand befestigt. Ich hätte in den Zeiten leben mögen, wo man zu der Mutter Gottes sagte: „Doulce Dame du ciel et de la terre, mère de pitié, fontaine de tous biens, qui portastes Jésus-Christ

en vos prétieulx flancz, belle très doulce Dame, je vous mercye et vous prye.*)“

Das Erste, was ich auswendig gekonnt habe, ist ein Matrosenlied, das folgendermaßen anfing:

Je mets ma confiance
Vierge, en votre secours;
Servez moi de défense,
Prenez soin de mes jours;
Et quand ma dernière heure
Viendra finir mon sort,
Obtenez que je meure
De la plus sainte mort**).

Ich habe seitdem dieses Lied bei einem Schiffbruche singen hören. Noch jetzt wiederhole ich diese schlechten Verse mit eben so viel Vergnügen, als die Verse des Homer; eine Madonna mit einer altväterischen Krone auf dem Haupte, in einem Kleide von blauer Seide mit silbernen Fransen, stimmt mich mehr zur Andacht, als eine heilige Jungfrau von Raphael.

---

*) Süße Königin des Himmels und der Erde, Mutter des Erbarmens, Quelle alles Glücks, die du Jesum Christ unter Deinem Herzen trugst, schöne, süße Herrin, ich danke Dir und bete zu Dir.

**) In freier Uebersetzung ungefähr:

Ich setze mein Vertrauen,
Jungfrau, auf Deinen Schutz;
Laß mich auf Dich nur bauen
In jeglicher Gefahr;
Und naht die letzte Stunde
Für meine Lebenszeit,
Dann gieb mir nur ein Ende
Voll Himmelsseligkeit.

Hätte wenigstens dieser friedliche „Stern des Meeres" die Stürme meines Lebens beschwichtigen können! Aber ich sollte schon in meiner Kindheit von ihnen erschüttert werden, wie die Dattelpalme Arabiens; kaum war mein Lebensbaum dem felsigen Boden entsprossen, so wurde er auch schon vom Winde gepeitsch't.

La Vallée-aux-Loups, Juni 1812.

Gesril. — Hervine Magon. — Kampf mit zwei Schiffsjungen.

Ich erwähnte schon, daß meine frühzeitige Widerspenstigkeit gegen Luciliens Lehrerinnen meinen schlimmen Ruf begründete; ein Kamerad vollendete ihn.

Mein Oheim, Herr von Chateaubriand du Plessis, der, wie sein Bruder, in Saint-Malo wohnte, hatte, wie dieser, vier Töchter und zwei Söhne. Von meinen beiden Vettern, Peter und Armand, welche anfangs meine Gesellschafter waren, wurde der erstere Page der Königin, und Armand wurde, da er für den geistlichen Stand bestimmt war, aufs Gymnasium geschickt. Nachdem Peter das Pagenhaus verlassen hatte, trat er in die Marine und ertrank an der Küste von Afrika. Armand blieb lange im Gymnasium eingeschlossen, verließ dann Frankreich im Jahre 1790, diente während der ganzen Emigration, machte zwanzig verwegene Reisen in einer Schaluppe nach der Küste der Bretagne und starb endlich für den König auf der Ebene von Grenelle am Charfreitage des Jahres 1810, wie ich schon gesagt habe und wie ich es wie-

derholen werde, wenn ich auf sein Ende zurückkomme*). Der Gesellschaft meiner beiden Vettern beraubt, ersetzte ich sie durch eine neue Bekanntschaft.

In der zweiten Etage des von uns bewohnten Hotels wohnte ein Edelmann, Namens Gesril, welcher einen Sohn und zwei Töchter hatte. Dieser Sohn bekam eine andere Erziehung als ich. Er war ein verzogenes Kind, und Alles was er that, wurde für allerliebst erklärt; er befand sich am besten, wenn er sich schlagen und besonders wenn er Streit hervorrufen konnte, wobei er sich zum Richter aufwarf. Den Dienstmädchen, welche die Kinder spazieren führten, spielte er heimtückische Streiche, und es war von nichts als von seinen Schelmereien die Rede, die man in schwarze Verbrechen verwandelte. Der Vater lachte über Alles und Joson wurde dadurch nicht beliebter. Gesril wurde mein intimer Freund und erlangte ein unglaubliches Uebergewicht über mich; ich machte Fortschritte unter einem solchen Lehrer, obgleich mein Charakter dem seinigen völlig entgegengesetzt war. Ich liebte die einsamen Spiele und suchte mit Niemandem Streit; Gesril war ein leidenschaftlicher Freund der Vergnügungen und des lärmenden Gewühls, und befand sich nirgends wohler, als mitten in Balgereien der Kinder.

---

*) Er hat einen Sohn, Friedrich, hinterlassen, den ich Anfangs in der Garde Monsieurs unterbrachte und der später in ein Kürassierregiment kam. Er heirathete in Nancy Fräulein von Gastaldi, von der er zwei Söhne bekam, und hat sich vom Dienste zurückgezogen. Armand's ältere Schwester, meine Cousine, ist seit vielen Jahren Aebtissin der Trappistinnen.

Anmerk. von 1831. Genf.

Wenn ein Straßenbube mit mir sprach, sagte Gesril, zu mir: „Das leidest Du?“ Ich hielt dann meine Ehre für verletzt und schlug den Verwegenen ins Gesicht, ohne auf seine Größe und sein Alter Rücksicht zu nehmen. Mein Freund sah dem Kampfe zu und spendete meinem Muthe Beifall, that aber nichts, um mich zu unterstützen. Zuweilen warb er eine Armee von allen Knaben an, denen er begegnete, theilte sie in zwei Abtheilungen, und wir lieferten dann am Ufer Schlachten mit Steinwürfen.

Ein anderes von Gesril erfundenes Spiel schien noch viel gefährlicher zu sein. Wenn die See hoch stand und es stürmte, so schlugen die am Fuße des Schlosses, nach der großen Düne zu, gepeitschten Wellen bis zu den großen Thürmen empor. Ungefähr zwanzig Fuß über der Basis eines dieser Thürme lief ein schmaler, schlüpfriger, geneigter Gang um denselben, auf welchem man nach dem Ravelin gelangte, das den Graben vertheidigte; es kam nun darauf an, den Augenblick zwischen zwei Wellen zu benutzen, um über die gefährliche Stelle hinwegzukommen, ehe die Woge sich brach und den Thurm bedeckte. Man sah einen Wasserberg brausend näher kommen, von dem man, wenn man nur eine Minute zögerte, entweder mit fortgerissen, oder an der Mauer zerschmettert werden konnte. Jeder von uns unternahm das Wagstück, aber ich habe oft gesehen, daß die Kinder erbleichten, ehe sie es versuchten.

Dieser Hang, andere in gefährliche Lagen zu bringen, wobei er ruhiger Zuschauer blieb, könnte zu der Vermuthung führen, daß Gesril in der Folge keinen besonders edlen Charakter zeigte; demungeachtet hat er auf einem

kleinen Schauplatze vielleicht den Muth des Regulus übertroffen, und es fehlte ihm nichts als Rom und Titus Livius. Er wurde Marineoffizier und im Treffen bei Quiberon gefangen genommen; als die Schlacht vorüber war und die Engländer fortfuhren, die republikanische Armee zu beschießen, sprang Gesril ins Meer, schwamm nach den Schiffen hinüber, forderte die Engländer auf, das Feuer einzustellen, und kündigte ihnen das Unglück und die Capitulation der Emigranten an. Man wollte ihn retten, indem man ihm ein Tau zuwarf und ihn beschwor, an Bord zu kommen; aber er rief aus den Wellen empor: „ich bin Gefangener auf Ehrenwort!" und kehrte dann schwimmend ans Land zurück. Er wurde mit Sombreuil und seinen Gefährten erschossen.

Gesril war mein erster Freund, wir wurden beide in unserer Kindheit falsch beurtheilt und schlossen uns aneinander an im Vorgefühle dessen, was später aus uns werden konnte.

Zwei Ereignisse schlossen diesen ersten Theil meiner Geschichte und hatten eine bedeutende Veränderung in dem Systeme meiner Erziehung zur Folge.

Wir waren eines Sonntags Abends am Strande bei dem Thore St. Thomas am Sillon; starke, in den Sand eingetriebene Pfähle schützten die Mauern gegen den Wellenschlag. Wir kletterten gewöhnlich an diesen Pfählen empor, um die steigende Fluth unter uns vorüberströmen zu sehen. Jeder hatte seinen gewöhnlichen Platz eingenommen; mehrere kleine Mädchen hatten sich unter die Knaben gemischt. Ich saß am weitesten nach dem Meere zu, und hatte nur ein hübsches Kind, Hervine Magon,

vor mir, die vor Freude lachte und vor Angst weinte. Gesril war am entgegengesetzten Ende nach dem Lande zu. Die Fluth kam und es war windig; schon riefen die Dienstmädchen und die Bedienten: „kommt herunter, Kinder!" Gesril erwartete eine große Welle, und als sich diese zwischen den Pfählen hindurchdrängt, stößt er das neben ihm sitzende Mädchen; dieses fällt auf ein anderes, dieses auf ein drittes und so fällt die ganze Reihe wie Kartenhäuser, aber jedes wird von seinem Nachbar gehalten; nur das kleine Mädchen am Ende des Gliedes, wo ich saß und das von Niemandem unterstützt wurde, fiel hinab. Der Strom riß es fort; sogleich ertönte tausendstimmiges Geschrei, alle Dienstmädchen schürzten sich auf, gingen ins Wasser und jede ergriff ihr Kind, dem sie einen Schlag gab. Hervine wurde aufgefischt, aber sie erklärte, daß Franz sie hinuntergestoßen habe. Die Dienstmädchen fallen über mich her, ich entspringe ihnen, verkrieche mich in den Keller des Hauses und die ganze weibliche Armee hinter mir her. Meine Aeltern waren zum Glück ausgegangen. Die Villeneuve vertheidigte herzhaft die Thür und ohrfeigt die feindliche Avantgarde. Der wirkliche Urheber des Unglücks, Gesril, kommt mir zu Hülfe; er geht in seine Wohnung und schüttet im Verein mit seinen Schwestern Wasser und gebratene Aepfel auf die Stürmenden herab. Mit Einbruch der Dunkelheit heben sie die Belagerung auf; aber die Nachricht verbreitet sich in der ganzen Stadt, und der neunjährige Vicomte von Chateaubriand wird für einen Bösewicht, für einen Ueberrest der Seeräuber erklärt, von denen der heilige Aaron seinen Felsen gesäubert hatte.

Folgendes war der zweite Vorfall.

Ich ging mit Gesril nach Saint-Servan, einer Vorstadt, welche durch den Hafen für die Handelsschiffe von Saint-Malo getrennt ist. Um während der Ebbe dahin zu gelangen, geht man über mehrere kleine Wasserarme auf schmalen Brücken von platten Steinen, die während der Fluth überschwemmt sind. Die Bedienten, welche uns begleiteten, waren ziemlich weit zurückgeblieben. Wir bemerkten jenseits einer dieser Brücken zwei Schiffsjungen, welche uns entgegenkamen. „Werden uns die Buben vorüberlassen?“ sagte Gesril zu mir, und zugleich rief er ihnen zu: „Ins Wasser, Ihr Enten!“ Allein die Schiffsjungen verstanden keinen Spaß und kamen auf uns zu; Gesril weicht znrück, wir stellen uns an das Ende der Brücke, heben Steine auf und werfen sie den Burschen an die Köpfe. Sie dringen auf uns ein, zwingen uns zum Weichen, bewaffnen sich selbst mit Steinen und drängen uns kämpfend zurück bis zu unserem Reservecorps, nämlich zu unseren Bedienten. Ich wurde nicht, wie Horatius, am Auge verwundet; aber ein Stein traf so nachdrücklich mein linkes Ohr, daß es halb abgerissen wurde und mir auf die Schulter fiel.

Ich dachte nicht an das mich betroffene Unglück, wohl aber an meine Nachhausekunft. Wenn mein Freund von seinen Spaziergängen ein blaues Auge oder einen zerrissenen Rock mit nach Hause brachte, so wurde er bedauert, geliebkost, gepflegt und neu gekleidet; ich aber bekam in einem solchen Falle nachdrückliche Strafe. Meine Wunde war bedeutend, aber La France konnte mich nicht dahin bringen, nach Hause zu gehen, denn meine Furcht war zu

groß. Ich verbarg mich im zweiten Stock des Hauses bei Gesril, der mir den Kopf mit einer Serviette umwickelte. Diese Serviette machte ihm Spaß, indem sie ihn an eine Mitra erinnerte; sogleich verwandelte er mich in einen Bischoff und ich mußte mit ihm und seinen Schwestern bis zum Abendessen die große Messe singen. Jetzt mußte ich mich entschließen hinunterzugehen, wobei mir das Herz nicht wenig klopfte. Erschreckt durch mein entstelltes und blutiges Gesicht stieß meine Mutter einen Schrei aus, mein Vater aber sagte nicht ein Wort. La France erzählte, mich entschuldigend, mein Unglück, aber ich wurde demungeachtet tüchtig ausgescholten. Mein Ohr wurde verbunden und Herr und Frau von Chateaubriaut beschlossen, mich sobald als möglich von Gesril zu trennen *).

Ich weiß nicht, ob es in diesem Jahre war, als der Graf Artois nach Saint-Malo kam; man gab ihm das Schauspiel eines Seetreffens. Von der Bastion des Pulvermagazins aus sah ich den jungen Prinzen im Gewühl unten am Strande; welche unbekannten Schicksale verbarg sein Glanz und meine Dunkelheit! So hat also Saint-Malo, wenn ich mich nicht irre, nur zwei Könige von Frankreich gesehen, Karl IX. und Karl X.

---

*) Ich habe von Gesril schon in meinen Werken gesprochen. Eine seiner Schwestern, Angelika Gesril de la Trochardais, schrieb mir im Jahre 1818 und bat mich, es dahin zu bringen, daß der Name Gesril dem ihres Gatten und des Gatten ihrer Schwester beigefügt würde; allein meine Bemühungen blieben erfolglos.
Anmerk. von 1831. Genf.

Dies ist das Gemälde meiner frühesten Kindheit. Ich weiß nicht, ob die strenge Erziehung, die mir zu Theil wurde, dem Prinzipe nach gut ist; aber sie wurde von den Meinigen absichtslos und als eine natürliche Folge ihres Charakters angewendet. So viel ist gewiß, daß sie meinen Ideen eine von der gewöhnlichen abweichende Richtung gegeben, und noch gewisser ist, daß sie meinen Gefühlen einen Charakter von Melancholie verliehen hat, der bei mir aus der Gewohnheit des Leidens im Alter der Schwäche, der Unbesonnenheit und der Freude entstanden ist.

Glaubt man vielleicht, daß diese Erziehungsweise einen Haß gegen die Urheber meiner Tage in mir geweckt habe? Dies ist keineswegs der Fall; die Erinnerung an ihre Strenge ist mir fast angenehm, ich schätze und ehre ihre vortrefflichen Eigenschaften. Als mein Vater starb, waren meine Kameraden im Regiment Navarra Zeugen meines Schmerzes. Meiner Mutter verdanke ich den Trost meines Lebens, denn von ihr erhielt ich meine Religion; ich nahm die christlichen Wahrheiten, die aus ihrem Munde kamen, in mich auf, wie Peter von Langres während der Nacht in einer Kirche beim Scheine der vor dem Hochwürdigen brennenden Lampe studirte. Würde mein Verstand mehr entwickelt worden sein, wenn man mich früher den Studien übergeben hätte? Ich bezweifle es; diese Wellen, diese Stürme, diese Einsamkeit, welche meine ersten Lehrer waren, entsprachen vielleicht meinen natürlichen Anlagen besser; vielleicht verdanke ich diesen rauhen Erziehern einige Tugenden, die mir sonst fremd geblieben wären. Die Wahrheit ist, daß kein Erziehungssystem

an sich einem andern vorzuziehen ist; haben die Kinder jetzt mehr Vorliebe zu ihren Aeltern, wo sie dieselben mit Du anreden und sie nicht mehr fürchten? Gesril wurde in dem nämlichen Hause verzogen, in welchem ich mit Strenge behandelt wurde; wir sind beide rechtschaffene Leute und zärtliche, ehrerbietige Söhne geworden. Manches was wir für schlecht halten, erweckt die Talente unseres Kindes; manches Andere was uns gut scheint, würde diese nämlichen Talente ersticken. Was Gott thut, ist wohlgethan; die Vorsehung leitet uns, wenn sie uns dazu bestimmt, auf dem Schauplatze der Welt eine Rolle zu spielen.

Dieppe, September 1812.

Ein Billet des Herrn Pasquier. — Dieppe. — Aenderung in meiner Erziehung. — Der Frühling in der Bretagne. — Ein historischer Wald. — Der Strand. — Monduntergang auf der See.

Am 4. September 1812 erhielt ich folgendes Billet von dem Polizeipräfecten, Herrn Pasquier:

Cabinet des Präfecten.

„Der Polizeipräfect ersucht Herrn von Chateaubriand, „sich entweder diesen Nachmittag gegen vier Uhr oder „morgen früh um neun Uhr in sein Cabinet zu bemühen."

Es war ein Befehl, mich von Paris zu entfernen, den der Herr Polizeipräfect mir mittheilen wollte. Ich habe mich nach Dieppe zurückgezogen, welches anfangs

Bertheville hieß und später, schon vor länger als vierhundert Jahren den Namen Dieppe erhielt, von dem englischen Worte deep, tief (tiefer Ankerplatz). Im Jahre 1788 lag ich hier mit dem 2. Bataillon meines Regiments in Garnison; diese Stadt mit den Häusern von Backsteinen, mit den Läden von Elfenbein, mit den reinlichen, hellen Straßen bewohnen, war für mich eine Rückkehr in meine Jugendzeit. Wenn ich spazieren ging erblickte ich die Ruinen des Schlosses Arques, welche von einer Menge Trümmern umgeben sind. Es ist bekannt, daß Dieppe die Vaterstadt von Duquesne ist. Wenn ich zu Haus blieb, hatte ich das Schauspiel der See vor mir; von dem Tische aus, an welchem ich saß, konnte ich das Meer betrachten, das mich zur Welt kommen sah, und das die Küsten Großbritanniens bespült, wo ich in so langer Verbannung gelebt habe. Meine Blicke schweiften über die Wogen hin, die mich nach Amerika getragen, mich dann wieder nach Europa warfen und nach den Küsten Afrikas und Asiens führten. Sei gegrüßt mein geliebtes Meer, meine Wiege und mein Ebenbild! Ich will dir die Fortsetzung meiner Geschichte erzählen; wenn ich Unwahrheit spreche, werden deine Wogen, die mit jedem meiner Tage in Berührung stehen, mich bei der Nachwelt der Täuschung zeihen.

Meine Mutter hatte stets gewünscht, daß ich eine gelehrte Erziehung erhalten sollte. Der Seemannsstand, zu dem ich bestimmt war „würde vielleicht nicht nach meinem Geschmack sein,“ sagte sie; es schien ihr für jeden Fall rathsam zu sein, daß ich in den Stand gesetzt würde, eine andere Laufbahn einschlagen zu können. Auch regte

ihre Frömmigkeit wohl den Wunsch in ihr an, ich möchte mich für die Kirche bestimmen. Sie schlug daher vor, daß ich ein Gymnasium besuchen solle, wo ich Unterricht in der Mathematik, im Zeichnen, im Fechten und in der englischen Sprache erhielt; vom Lateinischen und Griechischen sprach sie nicht, um meinen Vater nicht abzuschrecken; aber sie nahm sich vor, mich darin ebenfalls unterrichten zu lassen, zuerst heimlich, und später, wenn ich Fortschritte gemacht haben würde, öffentlich. Mein Vater ging auf den Vorschlag ein, und es wurde festgesetzt, mich auf das Gymnasium in Dol zu bringen. Diese Stadt wurde gewählt, weil sie an der Straße von Saint-Malo nach Combourg lag.

Während des sehr kalten Winters der meiner Einsperrung in die Schule vorherging, kam in dem Hause, welches wir bewohnten, Feuer aus; ich wurde von meiner ältesten Schwester gerettet, die mich durch die Flammen trug. Herr von Chateaubriand, der auf seinem Schlosse lebte, rief seine Gattin zu sich, und im Frühjahr begaben wir uns zu ihm.

Der Frühling in der Bretagne ist wärmer als in der Gegend von Paris und beginnt schon drei Wochen früher. Die Vögel, die ihn verkündigen, die Schwalbe, der Pirol, der Kukuk, die Wachtel uud die Nachtigall, kommen mit den periodischen Winden an, welche in dem Meerbusen der armorikanischen Halbinsel hausen. Die Erde bedeckt sich mit Maaßlieben, Stiefmütterchen, Jonquillen, Narcissen, Hyacinthen, Ranunkeln und Anemonen, gleich den öden Räumen, welche San Giovanni di Laterano und Santa Cruce di Gerusalemme in Rom umgeben.

Die Waldwiesen bedecken sich mit hohen zierlichen Farrenkräutern und das Pfriemenkraut auf den Feldern prangt mit seinen goldenen Schmetterlingen gleichenden Blüthen. Die Hecken, an denen Erdbeeren, Himbeeren und Veilchen wachsen, sind mit Weißdorn, Geisblatt und Brombeeren geschmückt, deren braune, gebogene Schößlinge Blätter und köstliche Früchte tragen. Alles wimmelt von Bienen und Vögeln, und die Kinder werden bei jedem Schritt von ihren Schwärmen und Nestern aufgehalten. An manchen geschützten Stellen wächst die Myrthe und der Oleander im freien Lande wie in Griechenland; die Feige reift wie in der Provence; jeder Apfelbaum gleicht mit seinen röthlichen Blüthen, dem großen Hochzeitsstrauße einer ländlichen Braut.

Im 12. Jahrhunderte waren die Bezirke Fougères, Rennes, Bécherel, Dinan, Saint-Malo und Dol mit dem Walde von Bréchelient bedeckt; er hatte den Franken als Schlachtfeld gedient. Wace erzählt, daß man hier den wilden Menschen, den Brunnen von Bérenton und ein goldenes Bassin fand. Ein historisches Document aus dem 15. Jahrhundert: „Les Usemens et coutumes de la forêt de Brécilien“ bestätigt die Aussage des Romans von Rou; „der Wald, sagen die Usemens, ist von bedeutender Ausdehnung; es liegen darin vier Schlösser, eine große Menge schöner Teiche, mit herrlicher Jagd, wo man weder giftige Thiere noch Mücken zu fürchten hat, und unter den hochstämmigen mächtigen Bäumen rieseln viele Quellen, namentlich die Quelle von Bélenton, bei welcher der Ritter Pontus seine erste Waffenthat ausführte.“

Noch jetzt hat das Land einzelne Züge seiner frühern

Gestalt beibehalten; die mit Bäumen bewachsenen Gräben, von denen es durchschnitten ist, geben ihm aus der Ferne das Ansehen eines Waldes und erinnern an England; hier war der Aufenthalt der Feen und man wird sehen, daß ich in der That einer Sylphide begegnet bin. Enge Thäler werden von kleinen nicht schiffbaren Flüssen bewässert. Diese Thäler sind durch Haiden und durch Gebüsche von Stechpalmen von einander getrennt. An den Küsten sieht man nach einander Leuchtthürme, Warten, Bauwerke aus der Römerzeit, Ruinen von Burgen aus dem Mittelalter und Kirchen aus der Zeit der Renaissance, und dies Alles ist vom Meere umschlossen. Plinius nennt die Bretagne eine Halbinsel, welche den Ocean beschaut.

Zwischen dem Meere und dem Lande liegen Dünen, die unbestimmten Grenzen der beiden Elemente; die Feldlerche fliegt hier in Gesellschaft der Meerschnepfe; der Pflug und der Nachen durchfurchen, einen Steinwurf von einander entfernt, die Erde und das Wasser. Der Schiffer und der Hirt entlehnen wechselsweise ihre Sprache von einander; der Matrose sagt: „Die Wellen machen Schäfchen" (lés vagues moutonnent), und der Hirt spricht von den Wellen seiner Schafheerde (des flottes de moutons). Verschieden gefärbter Sand, Lager verschiedenartiger Muscheln, Seetang und Ränder von silberweißem Schaume umgeben den gelben oder grünen Saum der Getreidefelder. Ich weiß nicht mehr, auf welcher Insel des mittelländischen Meeres ich ein Basrelief gesehen habe, die Nereiden darstellend, welche das Gewand der Ceres mit Guirlanden einfassen.

Aber besonders bewundernswerth in der Bretagne ist der Mond sowohl, wenn er im Innern des Landes aufgeht, wie wenn er sich beim Untergange ins Meer versenkt.

Vom Gott zum Beherrscher der Tiefe eingesetzt, hat der Mond seine Wolken, seine Dünste, seine Strahlen, seine Schatten, wie die Sonne; aber er geht nicht, wie diese, einsam unter, sondern in Begleitung eines Hofes von Sternen. Je tiefer er auf meiner heimathlichen Küste am Himmel hinabsinkt, desto mehr nimmt das Schweigen zu, das er dem Meere mittheilt; bald berührt er den Horizont, durchschneidet ihn, zeigt nur noch die Hälfte seines Antlitzes, sinkt immer tiefer und verschwindet endlich in den weichen, schwellenden Wogen. Die Sterne, welche ihren König umgeben, scheinen, ehe sie ihm nachsinken, einen Augenblick auf den Gipfeln der Wellen stillzustehen; sobald aber der Mond untergegangen ist, zerreißt ein über das Meer kommender Windeshauch die Sternbilder, wie die Lichter nach einem Feste verlöscht werden.

Reise nach Combourg. — Beschreibung des Schlosses.

Ich sollte meine Schwestern bis Combourg begleiten, und wir traten in der ersten Hälfte des Mai unsere Reise an. Wir verließen Saint-Malo mit Sonnenaufgang, meine Mutter, meine vier Schwestern und ich in einer ungeheuren altväterischen Kutsche mit vergoldeten Feldern, Fußtritten außerhalb der Thüren und purpurrothen Ei-

cheln an den vier Ecken der Wagendecke. Acht Pferde, geschmückt wie die Maulthiere in Spanien, mit Glocken am Halse, Schellen an den Zügeln, Schabracken und Fransen von verschiedenfarbiger Wolle, zogen uns. Während meine Mutter seufzte und meine Schwestern sich außer Athem schwätzten, sah ich mit beiden Augen, hörte ich mit beiden Ohren und staunte ich bei jeder Umdrehung der Räder; es war der erste Schritt eines ewigen Juden, der keine bleibende Stätte mehr finden sollte. Wenn der Mensch nur den Ort veränderte! aber auch seine Tage und sein Herz verändern sich.

Unsere Pferde machten in einem Fischerdorfe am Strande von Cancale Halt. Wir fuhren dann durch die Marschgegenden und durch die von Fiebern heimgesuchte Stadt Dol, kamen an der Thür der Schulanstalt vorüber, in welche ich bald zurückkehren sollte, und wendeten uns dann in das Innere des Landes.

Vier tödtliche Stunden lang sahen wir nichts als von Gehölz umschlossene Haidestrecken, Brachfelder, Aecker mit niedrigem und dürftigem Haidekorn und ärmliche Haferfelder. Kohlenbrenner führten ganze Reihen kleiner Pferde mit lang herabhängenden Mähnen; Bauern mit langen Haaren und in Röcken von Ziegenfellen trieben mit lautem Geschrei ihre mageren Ochsen an, die vor einen schwerfälligen Pflug gespannt waren, dem sie, pflügenden Faunen ähnlich, folgten. Endlich entdeckten wir ein Thal, in welchem, in der Nähe eines Teiches, der Kirchthurm eines Dörfchens emporstieg und die Thürme

eines Schlosses zwischen hohen, von der untergehenden Sonne beleuchteten Bäumen sichtbar wurden.

. . . .

Ich mußte inne halten; mein Herz klopfte so heftig, daß es den Tisch erschütterte, auf dem ich schrieb. Die Erinnerungen, welche in meinem Geiste erwachen, erdrücken mich mit ihrer Macht und mit der Fülle ihrer Gestalten, und doch, was sind sie für die übrige Welt?

. . . .

Als wir von der Anhöhe hinabkamen, fuhren wir durch einen Bach; nach Verlauf einer halben Stunde verließen wir die Straße und der Wagen rollte in einer Allee von Hagebuchen fort, deren Wipfel sich über unseren Köpfen vereinigten. Ich erinnere mich noch des Augenblicks, als wir in diesen schattigen Gang kamen, und der ängstlichen Freude, die ich empfand.

Nachdem wir das Dunkel des Gehölzes verlassen hatten, fuhren wir über einen mit Nußbäumen bepflanzten Hof, der an den Garten und das Haus des Verwalters stieß; von hier kamen wir durch ein steinernes Thor in einen mit Rasen bedeckten Hof, welcher der „grüne Hof" genannt wurde. Rechts standen lange Stallgebäude und eine Gruppe Kastanienbäume; eine eben solche Gruppe befand sich auch zur Linken. Im Hintergrunde des Hofes, dessen Boden sich unmerklich erhob, zeigte sich das zwischen Bäumen liegende Schloß. Die ernste, düstere Façade bestand aus einer Courtine mit einer durchbrochenen, bedeckten Gallerie, an deren beiden Ecken zwei Thürme von verschiedenem Alter, und Baumaterial, ungleicher Höhe

und Dicke, standen; sie waren mit Zinnen versehen, über welche ein spitziges Dach sich erhob, wie eine Nachtmütze, die auf eine gothische Krone gesetzt ist. . . . . .

Einige vergitterte Fenster unterbrachen hier und da die schmucklosen Mauern. Ein breiter, steiler Perron von zweiundzwanzig Stufen, ohne Geländer, ohne Brustwehr, ersetzte die ehemalige Zugbrücke über die mit Schutt ausgefüllten Gräben; er führte zu dem Schloßthore in der Mitte des Gebäudes. Ueber dieser Thür sah man das Wappen der Herren von Combourg, und die Oeffnungen, aus denen früher die Arme und Ketten der Zugbrücke hervorragten.

Der Wagen hielt vor dem Perron, und mein Vater kam uns entgegen. Die Vereinigung der Familie stimmte ihn für den Augenblick so sanft, daß er uns mit der freundlichsten Miene empfing. Wir stiegen die Stufen hinauf, traten in eine schallende, gewölbte Halle und von da in einen kleinen inneren Hof.

Aus diesem Hofe kamen wir in das südlich nach dem Teiche zu liegende Gebäude, welches an die zwei kleinen Thürme stieß. Das ganze Schloß bildete die Figur eines vierrädrigen Wagens. Wir befanden uns in einem Saale des Erdgeschosses, welcher früher der Saal der Garden hieß. An jedem Ende desselben war ein Fenster; zwei andere durchbrachen die Querwand. Um diese vier Fenster zu vergrößern, hatte man die acht bis zehn Fuß dicken Mauern durchbrechen müssen. Zwei Gänge außerhalb des Saales führten in geneigter Richtung, gleich dem Gang in der großen Pyramide, von den beiden Ecken aus nach den kleinen Thürmen. Eine Wendeltreppe in einem die-

ser Thürme verband den Saal der Garden mit dem oberen Stockwerk. Dies war die Einrichtung dieses Gebäudes.

Dasjenige, welches gegen Norden, nach dem grünen Hofe zu lag und die Façade zwischen dem großen und dem dicken Thurme bildete, bestand aus einer Art viereckigem, dunklem Schlafsaale, welcher als Küche benutzt wurde; er stand mit der Vorhalle, mit dem Perron und mit einer Capelle in Verbindung. Ueber diesen Räumen befand sich der Archiv-, Wappen-, Vögel- oder Rittersaal, so genannt von der Decke, auf welcher bunte Wappen und Vögel gemalt waren. Die schmalen Fenster lagen so tief in der Mauer, daß ihre Nischen kleine Kämmerchen bildeten, an deren Wänden eine Bank von Granit herumlief. Dazu kamen in den verschiedenen Theilen des Gebäudes geheime Gänge und Treppen, finstere Kämmerchen und Thürmchen, ein Labyrinth von bedeckten und offenen Galerien, unterirdische Gewölbe, deren Verzweigungen unbekannt waren; überall Schweigen, Dunkelheit und altergraues Gestein — dies war das Schloß Combourg.

Ein im Saale der Garden aufgetragenes Souper, dem ich ohne Rückhalt zusprach, beschloß für mich den ersten glücklichen Tag meines Lebens. Das wahre Glück kostet wenig; wenn es theuer ist, dann ist es nicht von der rechten Art.

Kaum war ich am anderen Morgen erwacht, so ging ich hinab, um das Aeußere des Schlosses zu besehen und meinen Eintritt in diese Einsamkeit zu feiern. Der Perron befand sich auf der nordwestlichen Seite. Wenn man

in der Mitte desselben stand, hatte man den grünen Hof vor sich und jenseits desselben einen zwischen hohen Baumreihen liegenden Küchengarten; die Bäume zur Rechten, welche die Allee bildeten, durch die wir gekommen waren, hießen die kleine Maillebahn, die zur Linken, welche ein Gehölz von Eichen, Buchen, Sycomoren, Ulmen und Kastanienbäumen waren, die große Maillebahn. Schon Frau von Sévigné rühmte zu ihrer Zeit diese alten dichtbelaubten Bäume; seitdem hatten noch hundertundvierzig Jahre die Schönheit derselben vermehrt.

Auf der entgegengesetzten Seite gegen Süden und Osten zeigte die Gegend ein ganz anderes Bild; aus den Fenstern des großen Saales erblickte man die Häuser von Combourg, einen Teich und dessen Damm, auf dem die Straße nach Rennes hinlief; ferner eine Wassermühle und eine mit Heerden bedeckte Wiese, welche durch den Damm von dem Teiche getrennt war. Längs dieser Wiese zog sich ein kleines Dorf hin, welches einer von Rivallon, Herrn von Combourg, im Jahre 1149 gegründeten Priorei gehörte, in der man ein Grabmal mit seiner liegenden Statue in einer Ritterrüstung sah. Von dem Teiche aus erhebt sich der Boden stufenweise und bildet ein Amphitheater von Bäumen, aus denen die Kirchthürme der Dörfer und die Thürmchen der Edelhöfe hervorragen. Am äußersten Horizont zwischen Abend und Mittag sieht man die Höhen von Bécherel. Eine mit hohem verschnittenen Buchsbaum eingefaßte Terrasse lief auf dieser Seite um das Schloß, ging hinter den Ställen weg und vereinigte sich mit dem zu den Bädern gehörenden Garten, welcher an die große Maillebahn stieß.

Wollte ein Maler nach dieser langen Beschreibung eine Zeichnung des Schlosses versuchen, würde diese wohl ähnlich ausfallen? Ich glaube es nicht, und doch sehe ich es im Geiste vor mir, als ob ich es vor Augen hätte; so ohnmächtig ist in materiellen Dingen das Wort und so groß die Macht der Erinnerung! Indem ich von Combourg zu sprechen beginne, fange ich die ersten Strophen eines Klageliedes an, das nur für mich Interesse hat; man frage den tyroler Hirten, warum ihm die drei oder vier Noten gefallen, die er seinen Ziegen vorsingt und welche von einem Echo des Gebirges zum andern wiederhallen.

Meine erste Erscheinung in Combourg war von kurzer Dauer; kaum waren vierzehen Tage verflossen, so sah ich den Abbé Porcher, Vorsteher des Gymnasiums zu Dol, ankommen; ich wurde ihm übergeben und mußte ihn trotz meiner Thränen begleiten.

Dieppe, September 1812.

Durchgesehen im Juni 1846.

Das Gymnasium zu Dol. — Mathematik und Sprachen. — Züge meines Gedächtnisses.

Ich war nicht ganz fremd in Dol; mein Vater war daselbst Canonicus, als Abkömmling und Repräsentant der Familie Wilhelm's von Chateaubriand, Herrn von Beaufort, welcher im Jahre 1529 einen der ersten Chor=

stühle in der Cathedralkirche gestiftet hatte. Der Bischof von Dol war Herr von Hercé, ein Freund meiner Familie und ein Prälat von großer politischer Mäßigung, welcher kniend und mit dem Cruzifix in der Hand nebst seinem Bruder, dem Abbé von Hercé, auf dem Felde der Märtyrer bei Quiberon erschossen wurde. Als ich ins Gymnasium kam, wurde ich der besonderen Aufsicht des Abbé Leprince übergeben, welcher Rhetorik vortrug und die Geometrie gründlich verstand; er war ein Mann von Geist und mit einem schönen Gesicht, ein Freund der Künste und ziemlich guter Portraitmaler. Er übernahm es, mir die Mathematik nach Bezout zu lehren; der Tertius, Abbé Egault, wurde mein Lehrer im Lateinischen; ich studirte Mathematik auf meinem Zimmer, Latein im gemeinschaftlichen Saale.

Es dauerte einige Zeit, ehe ein Wildfang meiner Art sich an den Käfig des Gymnasiums gewöhnte und seinen Flug nach dem Tone einer Glocke regeln lernte. Ich konnte nicht so schnell Freunde erwerben, wie der Reichthum sie giebt, denn es war nichts zu gewinnen von einem armen Jungen, der nicht einmal Wochengeld erhielt; auch ließ ich mich eben so wenig in eine Verbindung aufnehmen, denn ich liebe die Beschützer nicht. Bei den Spielen machte ich keinen Anspruch darauf, Andere zu führen, aber ich wollte mich auch nicht führen lassen; ich taugte weder zu einem Tyrannen noch zu einem Sclaven und so bin ich auch geblieben.

Demungeachtet geschah es, daß sich ziemlich bald Andere um mich sammelten; ich habe auch später bei meinem Regiment den nämlichen Einfluß ausgeübt, denn obgleich

ich nur Unterlieutenant war, so brachten doch ältere Offiziere gern ihre Abende bei mir zu und zogen mein Zimmer dem Kaffeehause vor. Ich weiß nicht, woher dies kam; es lag vielleicht in der Leichtigkeit, mit welcher ich in den Geist Anderer einging und ihre Sitten annahm. Ich jagte und schwärmte eben so gern herum als ich las und schrieb. Es ist mir noch jetzt gleichgültig, über die alltäglichsten Dinge zu plaudern oder die wichtigsten Gegenstände zu besprechen. Ich lege so wenig Werth darauf, ob Andere geistreich sind, daß es mir fast zuwider ist, obgleich ich kein Dummkopf bin. Kein Fehler verletzt mich, außer Spottsucht und Eigendünkel, bei dem ich nur mit vieler Mühe kalt bleiben kann; ich finde, daß Andere immer irgend ein Uebergewicht über mich ausüben, und wenn ich zufällig einen Vorzug an mir entdecke, so macht mich dies ganz verlegen.

Auf der Schule wurde manche Eigenschaft in mir geweckt, welche während meiner ersten Erziehung geschlummert hatte. Meine Tüchtigkeit zur Arbeit war merkwürdig, mein Gedächtniß außerordentlich. Ich machte rasche Fortschritte in der Mathematik, bei welcher ich eine Klarheit in der Auffassung zeigte, welche den Abbé Leprince in Erstaunen setzte. Ebenso fand ich entschiedenen Geschmack an fremden Sprachen. Die Anfangsgründe, gewöhnlich die Qual der Schüler, lernte ich ohne Mühe; ich erwartete die Unterrichtsstunde im Lateinischen mit einer Art Ungeduld als eine Erholung von meinen Ziffern und geometrischen Figuren. In weniger als einem Jahre war ich einer der Besten der fünften Classe. In Folge einer Eigenthümlichkeit ließ sich aus dem, was ich latei-

nisch sagte, so leicht ein Pentameter bilden, daß der Abbé Egault mich den Elegiker nannte, ein Beiname, den ich unter meinen Mitschülern lange behalten habe.

Von meinem Gedächtnisse führe ich nur zwei Züge an. Ich lernte meine Logarithmentafeln auswendig, das heißt, ich fand aus dem Gedächtnisse zu jeder gegebenen Zahl einer geometrischen Reihe den Exponenten in der arithmetischen Gleichung und so umgekehrt.

Nach dem Abendgebete, welches gemeinschaftlich in der Capelle des Gymnasiums gehalten wurde, las der Vorsteher etwas vor. Der erste beste Schüler, welcher aufgerufen wurde, mußte Rede und Antwort darüber geben. Wir kamen vom Spielen ermüdet und schläfrig zum Gebet; wir warfen uns auf die Bänke und suchten uns in einem finsteren Winkel zu verbergen, um nicht bemerkt und gefragt zu werden. Besonders stritten wir uns um einen Beichtstuhl, der ein sicheres Versteck abgab. Eines Abends war ich so glücklich, diesen Hafen zu erreichen, wo ich mich gegen den Vorsteher in Sicherheit glaubte; zum Unglück aber bemerkte er mein Manöver und beschloß, ein Exempel zu statuiren. Er las also langsam und ausführlich den zweiten Theil einer Predigt, wobei Alle einschliefen, nur ich blieb, ich weiß nicht, durch welchen Zufall, in meinem Beichtstuhle wach. Der Lehrer, welcher von mir nur die Fußspitzen sah, glaubte, daß ich eben so wie die Uebrigen eingenickt sei, und plötzlich rief er mich auf und fragte, was er gelesen habe.

Der zweite Theil der Predigt enthielt eine Aufzählung der verschiedenen Weisen, wie man Gott erzürnen könne. Ich gab nicht allein die Hauptsache wieder, sondern ich

zählte auch die einzelnen Punkte nach der Reihe auf und wiederholte fast Wort für Wort mehrere Seiten einer mystischen, für einen Knaben ganz unverständlichen Rede. Ein Gemurmel des Beifalls erhob sich in der Capelle; der Vorsteher rief mich zu sich, gab mir einen kleinen Schlag auf die Wange und erlaubte mir zur Belohnung, am folgenden Morgen nicht eher als zur Frühstücksstunde aufzustehen. Ich entzog mich bescheiden der Bewunderung meiner Mitschüler und machte mir die erhaltene Begünstigung vollkommen zu Nutze. Dieses Gedächtniß für Worte, das ich nicht ganz behalten habe, hat bei mir einer anderen sonderbareren Art des Gedächtnisses Platz gemacht, von welcher ich vielleicht noch Gelegenheit haben werde zu sprechen.

Der Gedanke demüthigt mich jedoch, daß das gute Gedächtniß gewöhnlich eine Eigenschaft der Dummheit ist; es ist meist mit einem schwerfälligen Verstande verknüpft, den es durch die Masse von Dingen, mit denen es ihn überladet, noch schwerer macht. Und doch, was wären wir ohne das Gedächtniß? Wir würden unsere Freundschaften, unsere Liebe, unsere Vergnügungen, unsere Angelegenheiten vergessen; das Genie könnte seine Ideen nicht zusammenhalten, das liebevollste Herz würde seine Zärtlichkeit verlieren, wenn es keine Erinnerung derselben hätte; unser Leben würde sich auf die einander folgenden Augenblicke einer Gegenwart beschränken, welche unaufhörlich verfließt; es würde keine Vergangenheit mehr geben. Wie elend sind wir! unser Leben ist so nichtig, daß es nichts als ein Wiederschein unseres Gedächtnisses ist!

Dieppe, October 1812.

Ferien in Combourg. — Das Leben auf einem Schlosse in der Provinz. — Feudale Sitten. — Bewohner von Combourg.

Ich brachte die Ferien in Combourg zu. Das Leben auf einem Schlosse in der Nähe von Paris kann keine Idee von dem in einer entlegenen Provinz geben.

Das Gut Combourg hatte keine anderen Grundstücke als die Haiden, einige Mühlen und die beiden Wälder, Bourgouët und Tanoërn, in einem Lande, wo das Holz fast werthlos ist. Aber Combourg war reich an Lehnsgerechtsamen. Diese waren verschiedener Art: einige bestanden in der Erhebung gewisser Abgaben für gewisse Concessionen, oder setzten Gebräuche fest, welche ihren Grund in der früheren politischen Ordnung hatten; andere schienen ursprünglich nur Belustigungen gewesen zu sein.

Mein Vater hatte mehrere Rechte dieser letztern Gattung wieder ins Leben gerufen, um der Verjährung derselben vorzubeugen. Wenn die ganze Familie beisammen war, nahmen wir Theil an diesen altväterischen Späßen; die wichtigsten derselben waren: der Sprung der Fischhändler, das Pfahlrennen und ein Jahrmarkt, l'Angevine genannt. Bauern in Holzschuhen und Leinwandhosen, welche einem Frankreich angehörten, das nicht mehr ist, waren Zuschauer bei diesen Spielen eines Frankreichs, welches ebenfalls nicht mehr existirt. Es waren Preise ausgesetzt für die Sieger und Strafen für die Besiegten.

Das Pfahlrennen unterhielt die Tradition der alten Turniere; es stand ohne Zweifel in Beziehung zu dem früheren Kriegsdienste der Lehnleute. Dieses Spiel ist sehr gut beschrieben von du Cange (voce Quintana). Die Strafen wurden in einer alten Kupfermünze bezahlt bis zum Werthe von zwei moutons d'or à la couronne, jedes von 25 sols parisis.

Der Jahrmarkt, welcher l'Angevine hieß, wurde alljährlich am 4. September, meinem Geburtstage, auf der Teichwiese gehalten. Die Vasallen waren verpflichtet, sich zu bewaffnen; sie kamen auf das Schloß, um die Fahne des Lehnsherrn zu holen, und begaben sich von da auf den Markt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und bei der Eintreibung einer Abgabe Beistand zu leisten, welche die Grafen von Combourg auf jedes Stück Vieh erhoben, eine Art Hoheitsrecht. Bei dieser Gelegenheit hielt mein Vater offene Tafel. Es wurde drei Tage lang getanzt, die Herrschaft im großen Saale nach den Tönen einer mißgestimmten Geige, die Vasallen im grünen Hofe nach dem Gekreisch eines Dudelsacks. Man sang, man spielte Ball, man schoß nach der Scheibe. Dieser Lärm vermischte sich mit dem Gebrüll des zu Markte gebrachten Viehes; das Volk durchstreifte die Gärten und die Wälder, und wenigstens einmal des Jahres sah man in Comburg etwas der Freude Aehnliches.

So bin ich in der merkwürdigen Lage gewesen, daß ich während meines Lebens sowohl dem Rennen nach dem Wurfpfahle als auch der Verkündigung der Menschenrechte beigewohnt, daß ich die Bürgermiliz eines bretagnischen Dorfes und die Nationalgarde von Frankreich, das Banner

der Herren von Combourg und die Fahne der Revolution gesehen habe. Ich bin einer der letzten Zeugen dieser feudalen Sitten.

Die Besuche, welche man im Schlosse empfing, bestanden aus den Bewohnern des Fleckens und aus dem Adel der Umgegend; diese ehrlichen Leute waren meine ersten Freunde. Unsere Eitelkeit legt der Rolle, die wir in der Welt spielen, eine zu große Wichtigkeit bei. Der Pariser Bürger lacht über den Bürger einer kleinen Stadt, der Edelmann bei Hofe verspottet den Landedelmann, der Hochgestellte blickt verächtlich auf den in der Dunkelheit Lebenden herab, und Alle bedenken nicht, daß die Zeit ihren Ansprüchen gleichmäßig Gerechtigkeit widerfahren läßt und daß sie Alle gleich lächerlich und unbedeutend in den Augen der späteren Generationen sind.

Der wichtigste Bewohner des Ortes war ein Herr Potelet, ein ehemaliger Schiffscapitän der ostindischen Compagnie, der eine Menge Geschichten aus Pondichery erzählte. Da er während seiner Erzählungen die Ellbogen auf den Tisch stützte, so hatte mein Vater immer Lust, ihm seinen Teller an den Kopf zu werfen. Nach ihm kam der Inhaber einer Tabaksniederlage, Herr Launay de la Billardière, Vater einer Familie von zwölf Kindern, nämlich neun Töchtern und drei Söhnen, von denen der jüngste, David, mein Spielkamerad war *). Der gute Mann ließ sich beigehen, im Jahre 1789 seinen

---

*) Ich habe meinen Freund David wiedergefunden, ich werde sagen wann und wie.

Anmerk. von 1832. Genf.

Adel geltend zu machen; er hatte seine Zeit gut gewählt! In diesem Hause gab es große Freude und viel Schulden. Der Seneschall Gébert, der Procuratorfiscal Petit, der Einnehmer Corvaisier, der Kaplan Abbé Charbel, bildeten die Gesellschaft in Combourg. Ich habe in Athen keine berühmteren Personen gefunden.

Die Herren von Petit-Bois, von Château-d'Assie, von Tinteniac und noch ein paar andere Edelleute kamen des Sonntags, um die Messe in der Kirche zu hören und dann bei dem Schloßherrn zu speisen. Wir waren noch näher mit der Familie Trémaudan bekannt, welche aus dem Manne, der außerordentlich schönen Frau, einer Halbschwester und mehreren Kindern bestand. Diese Familie bewohnte ein Bauergut, welches kein anderes Zeichen seines Adels hatte, als einen Taubenschlag. Die Trémaudan leben noch. Verständiger und glücklicher als ich, haben sie die Thürme des Schlosses nicht aus den Augen verloren, das ich seit dreißig Jahren verlassen habe; sie leben noch jetzt eben so wie sie damals lebten, als ich schwarzes Brod an ihrem Tische aß; sie haben den Hafen nicht verlassen, in den ich nicht wieder einlaufen werde. Vielleicht sprechen sie von mir in dem Augenblicke, wo ich dieses schreibe; ich mache mir Vorwürfe darüber, daß ich ihren Namen aus der sie beschützenden Dunkelheit ans Licht gezogen habe. Sie haben es lange nicht glauben wollen, daß der Mann, von dem sie sprechen hörten, der „kleine Chevalier" sei. Der Rector oder Pfarrer von Combourg, der Abbé Sévin, dessen Predigten ich hörte, hat die nämliche Ungläubigkeit gezeigt; er konnte sich nicht überzeugen, daß der kleine Junge, der mit den Bauerkin-

dern spielte, der Vertheidiger der Religion sei; er mußte es jedoch endlich glauben und citirt mich jetzt in seinen Predigten, nachdem er mich auf seinen Knien geschaukelt hat. Diese würdigen Leute, welche keine fremde Idee mit meinem Bilde verbinden, die mich sehen, so wie ich in meiner Kindheit und in meiner Jugend war; würden sie mich jetzt wiedererkennen, verändert wie mich die Zeit hat? Ich würde genöthigt sein, ihnen meinen Namen zu nennen, ehe sie mich in ihre Arme schlössen.

Ich bringe meinen Freunden Unglück. Ein Förster, Namens Raulx, der mich liebte, wurde von einem Wilddiebe erschossen. Dieser Mord machte einen außerordentlichen Eindruck auf mich. Welch ein dunkles Geheimniß liegt in dem Opfer eines Menschen! Warum muß das größte Verbrechen und der größte Ruhm darin bestehen, Menschenblut zu vergießen? Meine Phantasie zeigte mir beständig den armen Raulx, wie er seine Eingeweide mit den Händen zurückhaltend, sich nach seiner Hütte schleppte, wo er verschied. Ich faßte den Gedanken der Rache; ich hätte mich in einen Kampf mit dem Mörder einlassen können. In dieser Beziehung habe ich einen sonderbaren Charakter; im ersten Augenblicke einer Beleidigung fühle ich sie kaum, aber sie gräbt sich in mein Gedächtniß ein, die Erinnerung daran wird, anstatt sich zu schwächen, mit der Zeit immer lebhafter; sie schlummert Monate, Jahre lang in meinem Herzen, dann aber erwacht sie bei der geringsten Veranlassung mit neuer Kraft, und meine Wunde wird schmerzhafter als am ersten Tage. Wenn ich aber auch meinen Feinden nicht verzeihe, so thue ich ihnen doch nichts Böses; ich hege Groll, aber ich bin nicht rachsüch-

tig. Wenn ich die Macht habe, mich zu rächen, so verliere ich die Lust dazu, ich würde nur im Unglück gefährlich sein. Diejenigen, welche geglaubt haben, mich zum Nachgeben zu zwingen, indem sie mich unterdrückten, haben sich geirrt; das Mißgeschick ist für mich, was die Erde für Antäus war: ich bekomme neue Kräfte im Schooße meiner Mutter. Wenn jemals das Glück mich in seine Arme genommen hätte, so würde es mich erstickt haben.

Dieppe, October 1812.

Meine zweiten Ferien in Combourg. — Das Regiment Conti. — Das Lager bei Saint-Malo. — Eine Abtei. — Theater. — Verheirathung meiner beiden älteren Schwestern. — Rückkehr auf das Gymnasium. — Beginnende Revolution in meinen Ideen.

Ich kehrte zu meinem großen Bedauern nach Dol zurück. Im folgenden Jahre machte man den Plan zu einer Landung auf Jersey, und es wurde ein Lager bei Saint-Malo aufgeschlagen. Es kamen Truppen nach Combourg, und Herr von Chateaubriand nahm aus Artigkeit nach einander die Obersten der Regimenter Touraine und Conti bei sich auf; der Erstere war der Herzog von Saint-Simon, der Letztere der Marquis von Causans*). Zwanzig Offiziere waren jeden Tag bei meinem Vater zur Ta-

*) Es hat mir große Freude gemacht, als ich nach der Restauration diesen Ehrenmann, der sich durch seine Treue und seine christlichen Tugenden auszeichnete, wiedersah.

Anmerk. von 1831. Genf.

fel geladen. Die Scherze dieser Gäste mißfielen mir, ihre Spaziergänge störten den Frieden meiner Wälder. Als ich den stellvertretenden Obersten des Regiments Conti, den Marquis von Vignacourt unter den Bäumen hingaloppiren sah, fuhr mir zuerst der Gedanke des Reisens durch den Kopf.

Wenn ich unsere Gäste von Paris und vom Hofe sprechen hörte, wurde ich traurig; ich suchte zu errathen, was die Gesellschaft sei, ich hatte darüber dunkle, verworrene Gedanken; aber bald floß Alles in einander. Wenn ich von den stillen Regionen der Unschuld aus einen Blick auf die Welt warf, schwindelte mir, wie wenn man von der Höhe eines in den Wolken sich verlierenden Thurmes auf die Erde herabblickt.

Etwas machte mir jedoch Freude: die Parade. Alle Tage zog die Wache mit Trommeln und Musik durch den grünen Hof beim Perron vorüber. Herr von Causans schlug vor, mir das Lager an der Küste zu zeigen, und mein Vater erlaubte es.

Herr von Lamorandais, ein Mann von sehr gutem Adel, den aber seine Armuth genöthigt hatte, Verwalter auf dem Gute Combourg zu werden, führte mich nach Saint-Malo. Er trug einen Rock von grauem Camelot mit einer kleinen silbernen Tresse am Kragen und eine Mütze von grauem Filz mit Ohren. Er setzte mich rittlings hinter sich auf die Croupe seiner Stute Isabella; ich hielt mich an das Kuppel seines Hirschfängers an, das er über seinen Rock geschnallt hatte. Ich war überglücklich. Als Claude von Bullion und der Vater des Präsidenten von Lamoignon Kinder waren, und aufs Land

gingen, „setzte man jeden in einen Korb und hing sie über den Rücken eines Esels; auf Lamoignons Seite aber wurde noch ein Brod in den Korb gethan, um das Gleichgewicht herzustellen, weil er leichter war als Bullion" (Memoiren des Präsidenten von Lamoignon.).

Herr von Lamorandais schlug Richtwege ein:

Moult volontiers, de grand' manière,
Alloit en bois et en rivière,
Car nulles gens ne vont en bois
Moult volontiers comme François *).

Zum Mittagessen kehrten wir in einer Benedictinerabtei ein, welche aus Mangel an der nöthigen Anzahl von Mönchen mit einem größeren Kloster des Ordens vereinigt worden war. Wir fanden niemanden als den Pater Procurator, welcher mit der Aufsicht über die beweglichen Güter und über die Waldnutzung beauftragt war. Er ließ uns in der ehemaligen Bibliothek des Priors eine vortreffliche Fastenmahlzeit auftragen; wir verzehrten eine beträchtliche Anzahl frischer Eier nebst Karpfen und ungeheuer großen Hechten. Zwischen den Arcaden eines Kreuzganges hindurch erblickte ich große Sycomoren, welche einen Teich umgaben. Axthiebe zerfleischten den Fuß ihres Stammes, ihre Wipfel zitterten in der Luft und sie stürzten nieder, um uns ein Schauspiel zu geben. Zimmerleute aus Saint-Malo sägten die grünen Aeste ab, wie man einen jungen Haarwuchs abschneidet, oder behie=

---

*) Vielleicht: gar gern und sonder großen Zwang
Ging es den Wald, den Fluß entlang ;
Denn Niemand geht jemals ins Holz
So gern wie Franz und auch so stolz.

ben die gefällten Stämme. Mein Herz blutete bei dem Anblicke dieser gelichteten Wälder und dieses unbewohnten Klosters. Die allgemeine Plünderung der Klöster hat mich seitdem an diese verlassene Abtei erinnert, welche für mich das Vorzeichen davon war. Als ich nach Saint-Malo kam, suchte ich den Marquis von Causans auf und ging mit ihm durch die Lagergassen. Die Zelte, die Gewehrpyramiden, die an Pfählen angebundenen Pferde bildeten mit der See, mit den Schiffen und mit den fernen Mauern und Thürmen der Stadt ein interessantes Schauspiel. Ich sah in Husarenuniform auf einem Berberrosse einen der Männer vorübergaloppiren, mit denen eine Welt zu Ende geht: den Herzog von Lauzun. Der Prinz von Carignan, welcher ins Lager kam, heirathete die Tochter des Herrn von Boisgarin, die ein wenig hinkte, aber reizend war; dies machte großes Aufsehen, und gab Gelegenheit zu einem Prozeß, den noch jetzt Herr Lacretelle der Aeltere führt. Aber in welcher Beziehung stehen diese Dinge mit meinem Leben? „Je mehr das Gedächtniß meiner Freunde," sagt Montaigne, „ihnen Stoff bietet, desto weiter gehen sie in ihrer Erzählung zurück, so daß sie, wenn die Erzählung gut ist, das Gute darin ersticken; ist sie aber nicht gut, so verwünscht man entweder ihr glückliches Gedächtniß, oder ihren unglücklichen Verstand. Ich habe sehr interessante Erzählungen im Munde eines vornehmen Herrn höchst langweilig werden hören." Ich fürchte, daß ich so ein Herr bin.

Mein Bruder war in Saint-Malo, als Herr von Lamorandais mich dahin brachte. Er sagte eines Abends zu mir: „Ich will Dich ins Theater führen, nimm Deinen

Hut.“ Ich verlor den Kopf und ging gerades Wegs in den Keller, um meinen Hut zu suchen, der auf dem Boden war. Eine Gesellschaft wandernder Schauspieler war vor kurzem gelandet. Ich hatte Marionetten gesehen und wähnte, es gebe im Theater Polichinells, welche viel schöner wären, als die auf der Straße. Mit klopfendem Herzen betrat ich das hölzerne Schauspielhaus, das man in einer einsamen Straße der Stadt errichtet hatte. Ich komme durch dunkle Gänge, nicht ohne ein Gefühl von Angst. Eine Thür wird geöffnet und ich befinde mich mit meinem Bruder in einer halbgefüllten Loge.

Der Vorhang war schon aufgezogen und das Stück hatte begonnen; man gab den „Père de famille.“ Ich sehe zwei Männer, welche mit einander plaudernd auf der Bühne hin und her gehen und auf die alle Blicke gerichtet sind. Ich hielt sie für Leute, welche die Marionetten in Bewegung setzten und die sich vor dem Häuschen der Madame Gigogne mit einander unterhielten, indem sie die Ankunft des Publikums erwarteten. Ich wunderte mich nur, daß sie so laut von ihren Angelegenheiten sprachen und daß man sie so aufmerksam anhörte. Mein Staunen verdoppelte sich, als noch andere Personen auf die Scene kamen, welche mit den Händen fochten, weinten und alle Uebrigen mit ihren Thränen ansteckten. Der Vorhang fiel, ohne daß ich das Geringste von dem Allen verstanden hätte. Mein Bruder ging im Zwischenact in den Foyer. Ich blieb in der Loge unter fremden Menschen, die mich in meiner Schüchternheit ängstigten, und ich wünschte mich in meine Schule zurück. Dies war der erste Eindruck, den Sophocles' und Molière's Kunst auf mich machte.

Das dritte Jahr meines Aufenthalts in Dol wurde durch die Verbindung meiner beiden älteren Schwestern bezeichnet; Mariane heirathete den Grafen von Marigny und Benigna den Grafen von Quebriac. Sie begleiteten ihre Gatten nach Fougères, und dies gab das Signal zur Zerstreuung einer Familie, deren Glieder sich bald von einander trennen sollten. Meine Schwestern empfingen den priesterlichen Segen in Combourg an einem Tage, in einer Stunde, vor dem nämlichen Altare und in der nämlichen Kapelle des Schlosses. Sie weinten, meine Mutter weinte und ich wunderte mich über diesen Schmerz. Jetzt verstehe ich ihn. Ich kann keiner Taufe oder Trauung beiwohnen, ohne schmerzlich zu lächeln oder eine Beklemmung des Herzens zu empfinden. Nach dem Unglück geboren zu werden, kenne ich kein größeres, als einem Menschen das Leben zu geben.

In demselben Jahre begann eine Revolution in meinem Innern, wie in meiner Familie. Der Zufall führte zwei Bücher sehr verschiedener Art in meine Hände: einen unverstümmelten Horaz und eine Geschichte der „Confessions mal faites.“ Die Umwälzung, welche diese beiden Bücher in meinem Kopfe hervorbrachten, war unglaublich; eine ganz neue Welt ging vor mir auf. Auf der einen Seite ahnete ich für mein Alter unbegreifliche Geheimnisse, eine von der meinigen verschiedene Existenz, höhere Freuden, als meine Spiele mir boten, Reize einer unbekannten Art an einem Geschlechte, in dem ich bis jetzt nur eine Mutter und Schwester gesehen hatte; auf der andern Seite zeigten mir Gespenster, welche Ketten hinter sich herschleppten und Flammen ausspieen, die ewigen

Strafen für eine einzige verheimlichte Sünde. Ich verlor den Schlaf; ich glaubte in der Nacht bald schwarze, bald weiße Hände meine Bettvorhänge öffnen zu sehen; ich bildete mir ein, die weißen Hände seien von der Religion verflucht und diese Idee verdoppelte meine Furcht vor den höllischen Geistern. Vergebens suchte ich im Himmel und in der Hölle die Erklärung eines doppelten Geheimnisses. Geistig und körperlich zu gleicher Zeit ergriffen, kämpfte ich mit meiner Unschuld noch gegen die Stürme einer vorzeitigen Leidenschaft und gegen die Schauer des Aberglaubens.

Von diesem Augenblicke an fühlte ich das erste Aufblitzen jenes Feuers, welches das eigentliche Leben erweckt. Ich übersetzte das 4. Buch der Aeneide und las den Telemach; plötzlich entdeckte ich in Dido und in Eucharis Schönheiten, die mich entzückten; ich bekam Gefühl für die Harmonie dieser herrlichen Verse und dieser classischen Prosa. Ich übersetzte eines Tages vom Blatte weg die Stelle des Lucrez: Aeneadum genetrix, hominum divumque voluptas*) mit einem solchen Feuer, daß Herr Egault mir das Buch aus der Hand riß und auf die griechischen Wurzelwörter überging. Ich verschaffte mir einen Tibull, und als ich an die Stelle kam: Quam juvat immites ventos audire cubantem, schienen diese wollüstigen und melancholischen Gefühle meine eigene Natur zu enthüllen. Die Bände von Massillon, welche die Predigten über die Sünderin und über den verlorenen Sohn enthielten, legte ich nicht mehr aus den Händen. Man ließ mich darin

---

*) Gebärerin der Aeneiden, der Götter und Menschen Lust.

lesen, denn man hatte keine Ahnung davon, was ich darin fand. Ich entwendete kleine Stückchen Licht aus der Kapelle, um des Nachts diese verführerischen Schilderungen der Ausschweifungen der Seele lesen zu können. Ich schlief ein, unzusammenhängende Worte stammelnd, in die ich das Sanfte, den Rythmus und die Anmuth des Schriftstellers zu legen suchte, welcher den Wohlklang Racine's am besten in die Prosa übertragen hat.

Wenn ich in der Folge mit einiger Wahrheit die mit christlicher Gewissensangst verbundenen Entzückungen des Herzens geschildert habe, so bin ich überzeugt, daß ich diesen günstigen Erfolg nur dem Zufalle zu verdanken habe, der mir zu gleicher Zeit einen Blick in zwei einander feindliche Gebiete eröffnete. Das Unheil, das ein schlechtes Buch in meinem Geiste anrichtete, wurde ausgeglichen durch die Angst, die ein anderes Buch in mir erweckte, und diese wurde gewissermaßen gemildert durch die süßen Gefühle, welche unverschleierte Bilder in mir zurückgelassen hatten.

Dieppe, Ende October 1812.

Das Elsterneſt. — Die dritten Ferien in Combourg. — Der Quacksalber. — Rückkehr ins Gymnasium.

Was man von dem Unglücke sagt, daß es nie allein kommt, kann man auch von den Leidenschaften sagen; sie kommen mit einander, wie die Musen und wie die Furien. Mit dem Hange, der mich zu quälen begann, erwachte in mir auch das Ehrgefühl, jene Erhebung des Geistes, wel-

che das Herz mitten in der Corruption unverletzbar erhält, und wie eine Art von ausgleichendem Prinzip neben dem verzehrenden Prinzip hingestellt ist, gleich der unerschöpflichen Quelle von Wundern und Opfern, welche die Liebe von der Jugend verlangt, und sie ihr auflegt.

Wenn das Wetter schön war, gingen die Pensionäre des Gymnasiums des Sonntags und Donnerstags spazieren. Man führte uns oft nach dem Mont-Dol, auf dessen Gipfel sich einige gallisch-römische Ruinen befinden. Von diesem einzeln stehenden Hügel aus überblickt man die See und die Moorgründe, in denen des Nachts Irrlichter tanzten, das Zauberlicht, welches jetzt in unseren Lampen brennt. Ein anderes Ziel unserer Spaziergänge waren die Wiesen, welche ein Seminar der Eudisten umgeben, nach Eudes, einem Bruder des Geschichtsschreibers Mézerai, dem Gründer ihrer Congregation, so benannt.

An einem Tage des Maimonats führte uns der Abbé Egault, der diese Woche die Aufsicht hatte, nach diesem Seminar; in den Spielen ließ man uns die größte Freiheit, aber es war ausdrücklich verboten, auf die Bäume zu klettern. Nachdem uns der Lehrer einen mit Rasen bewachsenen Weg zum Spielplatz angewiesen, entfernte er sich, um sein Brevier zu lesen.

Der Weg war mit hohen Ulmen eingefaßt und auf dem Wipfel der höchsten schimmerte ein Elsternest. Wir betrachteten es mit sehnsüchtigem Verlangen, zeigten uns einander die auf ihren Eiern sitzende Mutter und hegten den lebhaften Wunsch, uns der kostbaren Beute zu bemächtigen. Aber wer sollte das kühne Wagstück unter-

nehmen? Das Verbot war streng, der Lehrer in der Nähe und der Baum so hoch! Aller Hoffnungen richteten sich auf mich, denn ich kletterte wie eine Katze. Ich zaudere, aber endlich trägt die Ruhmsucht den Sieg davon; ich ziehe meinen Rock aus, umfasse die Ulme und beginne hinaufzuklettern. Der Stamm war frei von Aesten bis zu zwei Dritttheilen seiner Höhe, wo er sich in eine Gabel theilte, deren einer Arm in seinem äußersten Wipfel das Nest trug.

Meine unter dem Baume versammelten Schulkameraden klatschen meinen Anstrengungen Beifall zu, indem sie bald auf mich, bald nach der Gegend sehen, von woher der Lehrer kommen konnte; sie zittern vor Freude in der Hoffnung auf die Eier, und sind zugleich halb todt vor Angst in Erwartung der Strafe. Ich erreiche das Nest, die Elster fliegt davon, ich nehme die Eier aus, stecke sie in den Busen und steige herab. Zum Unglück lasse ich mich zwischen die beiden gabelförmigen Aeste herabgleiten und bleibe rittlings darin sitzen. Der Baum war verschnitten und meine Füße fanden daher weder rechts noch links einen Stützpunkt, um mich emporrichten und am Stamme herabrutschen zu können; ich bleibe in einer Höhe von funfzig Fuß über den Erdboden hängen.

Plötzlich ertönt der Ruf: „der Präfect!" und alsbald sehe ich mich von meinen Freunden verlassen, wie dies gewöhnlich geschieht. Ein Einziger, der Bucklige (le Gobbien) genannt, versuchte es, mir beizustehen, sah sich aber bald genöthigt, auf sein hochherziges Unternehmen zu verzichten. Es gab nur ein Mittel, aus meiner schlimmen Lage zu kommen, und dies bestand darin, daß ich

mich mit den Händen an den einen Arm der Gabel hing und mit den Beinen den Stamm unterhalb seiner Theilung zu erfassen suchte. Mit Lebensgefahr führte ich dieses Manöver aus. Mitten in meiner Angst hatte ich mich jedoch meines zerbrechlichen Schatzes nicht entledigt, obgleich ich besser gethan hätte, ihn von mir zu werfen, wie ich es seitdem mit so vielem Anderen gemacht habe. Indem ich am Stamme hinabglitt, verwundete ich mir die Hände, verrenkte mir die Beine und die Schultern und zerdrückte die Eier: dies gerieth mir zum Verderben. Der Lehrer hatte mich nicht auf dem Baume bemerkt, ich verbarg ihm ziemlich gut meine blutenden Hände, aber es war mir nicht möglich, die auffallende Goldfarbe seinen Blicken zu entziehen, die an meinen Kleidern zu sehen war. „Dafür mußt Du die Peitsche bekommen," sagte er zu mir.

Hätte der Mann mir angekündigt, er wolle die Züchtigung in die Todesstrafe verwandeln, so würde es mir Freude gemacht haben. Die Idee der Schande war mir bei meiner ungeregelten Erziehung noch nicht nahegetreten: in jeder Periode meines Lebens hätte ich jede Strafe dem entsetzlichen Gefühle vorgezogen, vor irgend einem lebenden Wesen erröthen zu müssen. Mein Inneres empörte sich; ich antwortete dem Abbé Egault nicht im Tone eines Knaben, sondern in dem eines Mannes, daß nie, weder er noch irgend Jemand die Hand gegen mich erheben sollte. Diese Antwort brachte ihn auf, er nannte mich einen Rebellen und versprach, ein Exempel zu statuiren. „Das werden wir sehen," erwiederte ich und fuhr in meinem Ballspiele fort mit einer Kaltblütigkeit, die ihn verstummen machte.

Als wir wieder nach Haus kamen, ließ der Lehrer mich zu sich kommen und befahl mir, mich der Strafe zu unterwerfen. Mein empörtes Gefühl machte sich in einem Thränenstrome Luft. Ich stellte dem Abbé vor, daß er mir Latein gelehrt habe, daß ich sein Schüler, sein Sohn sei, daß er seinen Zögling nicht würde entehren und mir den Anblick meiner Mitschüler unerträglich machen wollen; er könne mich bei Wasser und Brod einsperren lassen, mir die Erholungsstunden versagen und mich mit Aufgaben überhäufen; ich würde ihm für diese Güte dankbar sein und ihn um so mehr lieben. Ich fiel vor ihm auf die Knie; ich faltete die Hände, ich bat ihn um Jesu Christi willen, mich zu verschonen; aber er blieb taub gegen alle meine Bitten. Jetzt sprang ich wüthend auf und gab ihm einen so heftigen Fußtritt in die Beine, daß er laut aufschrie. Hinkend läuft er an die Thür des Zimmers, verschließt sie und kommt dann wieder auf mich zu. Ich verschanze mich hinter sein Bett, aber er versetzt mir über dieses hinweg mehrere Hiebe. Ich wickle mich in die Decke und, mich zum Kampfe aufreizend, rufe ich aus: „Macte animo, generose puer.“ Ueber diese Gelehrsamkeit eines Abcschützen mußte mein Gegner wider Willen lachen; er sprach von einem Waffenstillstande, und wir schlossen einen Vertrag, daß ich mich dem Ausspruche des Vorstehers unterwerfen sollte. Ohne mir Recht zu geben, hatte dieser doch die Freundlichkeit, mich der Strafe zu entziehen, gegen die ich mich aufgelehnt hatte. Als der vortreffliche Priester meine Freisprechung erklärte, küßte ich den Aermel seines Rockes mit einer so innigen Dankbarkeit, daß er sich nicht enthalten konnte, mir seinen Segen zu geben.

So endigte sich der erste Kampf, zu dem das Gefühl für Ehre mich veranlaßt hatte. Es ist das Idol meines Lebens geworden, dem ich so oft meine Ruhe, meine Freuden und mein Vermögen geopfert habe.

Die Ferien, die in mein zwölftes Jahr fielen, waren traurig. Der Abbé Leprince begleitete mich nach Combourg; ich ging nicht ohne ihn aus und wir machten weite Spaziergänge ohne ein bestimmtes Ziel. Er litt an einer tödtlichen Brustkrankheit, er war daher traurig und still, und ich war nicht viel heiterer. Wir gingen Stunden lang hinter einander her, ohne ein Wort zu sprechen. Eines Tages verirrten wir uns im Walde; Herr Leprince wendete sich nach mir um und fragte mich: „Welchen Weg sollen wir einschlagen?" Ich antwortete ohne Zögern: „Die Sonne geht unter, sie scheint jetzt in das Fenster des großen Thurmes; wir müssen hierhin gehen." Der Abbé erzählte Abends den Vorfall meinem Vater; der künftige Reisende hatte sich in dieser Antwort verrathen. Oft, wenn ich die Sonne in den Wäldern Amerika's untergehen sah, habe ich an das Gehölz von Combourg zurückgedacht; eine Erinnerung weckt die andere in mir.

Der Abbé Leprince wünschte, daß man mir ein Pferd geben sollte; aber nach der Ansicht meines Vaters brauchte ein Marineoffizier nur die Führung seines Schiffes zu kennen. Ich konnte daher nur heimlich ein Paar dicke Wagenpferde oder eine große Schecke besteigen. Diese letztere war nicht, wie das Pferd Turenne's eines jener Schlachtrosse, welche die Römer desultorios equos nannten und die gewöhnt waren, ihrem Herrn beizustehen, sondern es war ein launenhafter Pegasus, welcher beim

Traben in die Eisen schlug und mich in die Beine biß, wenn ich ihn zwingen wollte über einen Graben zu setzen. Ich habe mich nie viel mit Pferden abgegeben, obgleich ich das Leben eines Tataren geführt habe, und der Wirkung entgegen, welche meine erste Erziehung hätte hervorbringen sollen, reite ich mit mehr Eleganz als Sicherheit.

Das dreitägige Fieber, wozu ich den Keim aus den Moorgründen von Dol mitgebracht hatte, befreite mich von Herrn Leprince. Ein Quacksalber kam durch das Dorf; mein Vater hatte kein Vertrauen zu den Aerzten, aber er glaubte an die Marktschreierei; er ließ den Empiriker rufen, welcher versprach, mich in vierundzwanzig Stunden zu heilen. Er kam am folgenden Tage wieder in einem grünen, mit Gold besetzten Kleide, einer großen, gepuderten Perücke, langen, schmutzigen Manschetten, falschen Brillanten an den Fingern, einem abgenutzten Beinkleide von schwarzem Atlas, bläulichweißen seidenen Strümpfen und Schuhen mit ungeheuren Schnallen.

Er schlägt meine Bettvorhänge zurück, untersucht meinen Puls, läßt mich die Zunge herausstrecken, kauterwelscht mit einem italienischen Accent einige Worte über die Nothwendigkeit, mir ein Purgirmittel zu geben, und giebt mir ein kleines Stück gebrannten Zucker zu essen. Mein Vater war mit ihm einverstanden, denn er behauptete, daß jede Krankheit von einer Indigestion herrühre, und daß man bei jeder Art von Unwohlsein den Patienten bis aufs Blut purgiren müsse.

Eine halbe Stunde, nachdem ich den Zucker genommen hatte, bekam ich fürchterliches Erbrechen; man benachrichtigte meinen Vater davon, welcher den armen

Teufel aus den Fenstern des Thurmes werfen wollte. Dieser erschrack, zog den Rock aus und streifte die Aermel seines Hemdes zurück, wobei er die lächerlichsten Geberden machte. Bei jeder Bewegung drehte sich seine Perrücke nach allen Seiten; er schrie eben so wie ich, und sagte dann: „Che? monsou Lavandier?" Dieser Herr Lavandier war der Apotheker des Dorfes, den man zu Hülfe gerufen hatte. Ich wußte bei allen meinen Schmerzen nicht, ob ich von der Medicin dieses Mannes oder von dem Gelächter sterben würde, zu dem er mich zwang.

Man stillte die Wirkung des zu heftigen Brechmittels, und ich kam wieder auf die Beine. Unser ganzes Leben vergeht, indem wir um unser Grab herumwandeln; jede Krankheit ist ein Windstoß, der uns mehr oder weniger dem Hafen nähert. Der erste Todte, den ich gesehen habe, war ein Canonicus von Saint-Malo; er lag entseelt auf seinem Bett, das Gesicht von den letzten Zuckungen entstellt. Der Tod ist schön, er ist unser Freund, aber wir erkennen ihn nicht, weil er sich uns maskirt zeigt und weil wir uns über seine Maske entsetzen.

Zu Ende des Herbstes schickte man mich nach dem Gymnasium zurück.

Vallée-aux-Loups, December 1813.

Die Invasion Frankreichs. — Spiele. — Der Abbé von Chateaubriand.

Man hat mir erlaubt, von Dieppe, wohin ich mich auf Befehl der Polizei hatte begeben müssen, nach Vallée-

Bayerische Staatsbibliothek München

aux=Loups zurückzukehren und hier fahre ich in meiner Erzählung fort. Die Erde erzittert unter den Tritten der fremden Krieger, welche in diesem Augenblicke mein Vaterland überschwemmen; ich schreibe, wie die letzten Römer, unter dem Getümmel der eingefallenen Barbaren. Den Tag über arbeite ich an einer Schrift, welche eben so stürmisch als die Ereignisse des Tages ist*); in der Nacht, während der ferne Kanonendonner in meinen Wäldern erstirbt, kehre ich zu der Ruhe der im Grabe schlummernden Jahre, zu dem Frieden meiner frühesten Erinnerungen zurück. Wie kurz und beschränkt ist die Vergangenheit eines Menschen neben der großen Gegenwart der Völker und ihrer unermeßlichen Zukunft!

Die Mathematik, die griechische und lateinische Sprache füllten meinen ganzen Winter auf der Schule aus. Die Zeit, welche nicht den Studien gewidmet war, verging unter den Spielen der Jugend, welche in allen Ländern dieselben sind. Der kleine Engländer, der kleine Deutsche, der kleine Italiener, der kleine Spanier, der kleine Irokese, der kleine Beduine treiben den Reifen und werfen den Ball. Die Kinder, Brüder einer großen Familie, verlieren die Züge, die sie einander ähnlich machen, erst wenn sie ihre Unschuld verlieren. Dann bilden die Leidenschaften, welche durch Klima, Regierungsform und Sitten modificirt werden, die verschiedenen Nationen; das Menschengeschlecht hört auf, sich zu verstehen und die

---

*) De Bonaparte et des Bourbons.

Anmerk. von 1831. Genf.

nämliche Sprache zu sprechen. Die Gesellschaft ist der wirkliche babylonische Thurmbau.

Eines Morgens, als ich im großen Hofe der Schule eifrig mit Spielen beschäftigt war, sagte man mir, daß mich Jemand sprechen wolle. Ich folgte dem Bedienten an die äußere Thür und finde hier einen großen, starken Mann mit rothem Gesicht, raschem, unruhigen Benehmen, barscher Sprache, einen Stock in der Hand, eine schwarze, schlecht frisirte Perrücke auf dem Kopfe und dessen Kleidung in einer zerrissenen, aufgeschürzten Soutane, staubigen Schuhen und an den Fersen durchlöcherten Strümpfen besteht. „Bist Du nicht der Chevalier von Chateaubriand von Combourg, kleines Bürschchen?“ fragte er mich. — „Ja, mein Herr,“ antwortete ich ihm, ganz bestürzt über diese Anrede. — „Und ich,“ fuhr er in polterndem Tone fort, „ich bin der letzte Agnat Deiner Familie, ich bin der Abbé von Chateaubriand de la Guérande; sieh mich recht an.“ Zugleich fährt der stolze Abbé mit der Hand in die Tasche seiner alten Felbelhose, nimmt einen in ein schmutziges Papier gewickelten Laubthaler heraus, den er mir ins Gesicht wirft und setzt dann zu Fuß seine Reise fort, indem er mit wüthendem Gesicht Gebete murmelt. Ich habe seitdem erfahren, daß der Prinz von Condé diesem geistlichen Krautjunker die Hofmeisterstelle beim Herzoge von Bourbon angeboten hatte. Der übermüthige Priester antwortete, der Prinz, als Besitzer der Baronie Chateaubriand, müsse wissen, daß die Erben dieser Baronie sich Hofmeister halten könnten, daß sie aber nicht Hofmeister bei Anderen würden. Dieser Hochmuth war ein Fehler meiner Familie; er war un-

ausstehlich bei meinem Vater, mein Bruder trieb ihn bis zur Lächerlichkeit. Ich bin nicht ganz gewiß, trotz meiner republikanischen Gesinnungen, ob ich ihn völlig abgelegt, obgleich ich ihn sorgfältig verborgen habe.

Die erste Communion. — Ich verlasse das Gymnasium zu Dol.

Die Zeit meiner ersten Communion nahete heran, die Epoche, wo man in der Familie über den künftigen Stand des Kindes entschied. Diese religiöse Ceremonie ersetzte bei den jungen Christen die Anlegung der männlichen Toga bei den Römern. Frau von Chateaubriand war gekommen, um der ersten Communion eines Sohnes beizuwohnen, der, nachdem er sich mit seinem Gott verbunden, sich von seiner Mutter trennen sollte.

Meine Frömmigkeit schien aufrichtig zu sein, die ganze Schule erbaute sich daran; meine Blicke waren voll Andacht, meine wiederholten Fasten gingen so weit, daß sie meine Lehrer besorgt machten. Man fürchtete das Uebermaß meiner Andacht, und eine aufgeklärte Religion suchte meine Inbrunst zu mäßigen.

Mein Beichtvater war der Superior des Seminars der Eudisten, ein Mann von funfzig Jahren und von strengem Aeußern. So oft ich in den Beichtstuhl kam, examinirte er mich mit Besorgniß. Erstaunt über die Geringfügigkeit meiner Fehler wußte er nicht, wie er meine Unruhe mit den unbedeutenden Geheimnissen zu=

sammenreimen sollte, die ich in seinen Busen niederlegte. Je näher das Osterfest herankam, desto dringender wurden die Fragen des Geistlichen. „Verschweigst Du mir nichts?" fragte er mich, und ich antwortete: „Nein, mein Vater." — „Hast Du nicht die und die Sünde begangen?" — „Nein, mein Vater," und so immer: „Nein, mein Vater." Er entließ mich zweifelnd und seufzend, indem er mir bis auf den Grund des Herzens blickte, und ich entfernte mich von ihm bleich und entstellt wie ein Verbrecher.

Ich sollte am Mittwoch die Absolution erhalten. Ich brachte die Nacht vom Dienstag zur Mittwoch im Gebete zu und indem ich voll Angst in dem Buche der „Confessions mal faites" las. Am Mittwoch um drei Uhr Nachmittags gingen wir nach dem Seminar, unsere Aeltern begleiteten uns. Das ganze eitle Aufsehen, welches mein Name seitdem gemacht hat, würde Frau von Chateaubriand nicht einen einzigen Augenblick des Stolzes gegeben haben, den sie als Christin und Mutter empfand, als sie ihren Sohn im Begriff sah, in das große Geheimniß der Religion eingeweiht zu werden.

Als wir in die Kirche kamen, warf ich mich vor dem Hochaltare nieder und blieb wie vernichtet liegen. Als ich aufstand, um in die Sakristei zu gehen, wo der Superior mich erwartete, zitterten mir die Knie. Ich fiel dem Priester zu Füßen und mit kaum vernehmbarer Stimme gelang es mir, meine Beichte zu sprechen. „Du hast doch nichts vergessen?" fragte mich der Mann Gottes. Ich blieb stumm. Seine Fragen begannen von Neuem, und das unglückliche: „Nein, mein Vater" kam aus meinem

Munde. Er betete still und fragte Den um Rath, der den Aposteln die Macht übertrug, die Seelen zu lösen und zu binden. Dann faßte er einen Entschluß und schickte sich an, mir die Absolution zu geben.

Wenn ein Blitzstrahl vom Himmel vor mir niedergefahren wäre, so würde ich nicht mehr erschrocken sein. „Ich habe nicht Alles gesagt!“ rief ich aus. Dieser strenge Richter, dieser Abgesandte des höchsten Herrn, dessen Gesicht mir so große Furcht einflößte, wurde der liebevollste Seelenhirt; er umarmte mich und sagte, indem er in Thränen ausbrach: „Fasse Muth, mein theurer Sohn, fasse Muth!“

Ich werde Zeit meines Lebens keinen solchen Augenblick wieder haben. Wenn man mir eine Bergeslast von der Brust genommen hätte, würde ich keine größere Erleichterung gefühlt haben; ich schluchzte vor inniger Freude. Ich bin überzeugt, daß mich dieser Tag zum rechtschaffenen Manne gemacht hat; ich fühlte, daß ich einen Gewissensbiß nicht überleben würde. Wie groß muß die Angst eines Verbrechers sein, da ich schon so viel litt, weil ich die Schwachheiten eines Knaben verschwiegen hatte! Aber wie göttlich ist diese Religion, die sich in solchem Maße unserer guten Anlagen bemächtigen kann! Welche Lehren der Moral können jemals diese christlichen Institutionen ersetzen!

Nachdem das erste Geständniß gethan war, kostete mich nichts mehr Ueberwindung; meine heimlichen Kindereien, über welche die Welt gelacht haben würde, wurden auf der Wage der Religion gewogen. Der Superior kam in Verlegenheit; er hätte gern meine Communion

verschoben, aber ich sollte das Gymnasium verlassen und bald in den Marinedienst treten. Er entdeckte mit großem Scharfsinne in dem Charakter meiner Jugendsünden, so unbedeutend sie auch an sich waren, die Natur meiner Neigungen; er war der Erste, welcher eine Ahnung von dem gehabt hat, was aus mir werden konnte. Er errieth meine künftigen Leidenschaften; er verschwieg mir nicht, was er Gutes in mir zu sehen glaubte, aber er sagte mir auch meine Fehler voraus. „Es fehlt Dir an Zeit zur Buße, mein Sohn," setzte er hinzu; „aber Du bist durch ein muthiges, wenn auch verspätetes Bekenntniß von Deinen Sünden gereinigt." Dann sprach er mit erhobener Hand die Absolutionsformel. Auch dieses zweite Mal ließ dieser zerschmetternde Arm nur den himmlischen Thau auf mein Haupt herabfallen. Ich beugte meine Stirn, um ihn zu empfangen; was ich fühlte, näherte sich der Seligkeit der Engel. Ich ging, um mich in die Arme meiner Mutter zu stürzen, die mich am Fuße des Altars erwartete. Ich war in den Augen meiner Lehrer und meiner Mitschüler ein ganz anderer Mensch geworden; ich ging mit leichtem Schritt, mit aufgerichteter Stirn, mit freudestrahlendem Blick und mit dem ganzen Triumphe der Reue.

Am folgenden Tage, dem grünen Donnerstage, nahm ich an der rührenden und erhebenden Ceremonie Theil, von welcher ich im „Génie du Christianisme" vergebens ein Bild zu zeichnen versucht habe. Ich hätte dabei meine gewohnten kleinen Demüthigungen wiederfinden können, denn mein Bouquet und mein Anzug waren weniger schön als die meiner Gefährten, aber an diesem Tage bezog

sich Alles nur auf Gott. Ich weiß vollkommen, was der Glaube ist; die wirkliche Anwesenheit des Opferlammes in dem heiligen Sakramente des Altars war mir eben so fühlbar, als die Anwesenheit meiner Mutter an meiner Seite. Als ich die Hostie zwischen meinen Lippen empfing, fühlte ich mich innerlich erleuchtet. Ich zitterte vor Ehrfurcht, und der einzige materielle Gedanke, der mich beschäftigte, war die Besorgniß, das heilige Brod zu entweihen.

Le pain que je vous propose
Sert aux anges d'aliment;
Dieu lui-même le compose
De la fleur de son froment. *) Racine.

Ich begriff jetzt den Muth der Märtyrer, ich würde in diesem Augenblicke Christum auf der Folterbank oder in der Löwengrube bekannt haben.

Ich erinnere mich mit Vergnügen dieser seligen Augenblicke, auf die schon nach kurzer Zeit die Sorgen der Welt für mich folgen sollten. Wenn man diese Gluth mit den Aufwallungen vergleicht, die ich schildern werde; wenn man sehen wird, wie das nämliche Herz in dem Zeitraume von drei bis vier Jahren Alles fühlte, was die Religion Süßes und Beseligendes hat, und Alles was die Leidenschaften Verführerisches und Schädliches haben, dann wird man wählen können zwischen diesen beiden

*) Das Brod, das ich Dir reiche,
Den Engeln dient's zur Speise;
Gott selbst hat es bereitet
Vom feinsten Weizenmehl.

Gattungen von Freuden, und man wird sehen, auf welcher Seite man das Glück und besonders die Ruhe suchen muß.

Drei Wochen nach meiner ersten Communion verließ ich das Gymnasium von Dol. Ich habe eine angenehme Erinnerung an dieses Haus behalten; unsere Kindheit läßt an den Orten, die sie verschönert hat, etwas von sich selbst zurück, wie eine Blume, welche den Gegenständen, die sie berührt, einen Wohlgeruch mittheilt. Ich werde noch jetzt weich gestimmt, wenn ich daran denke, wie meine ersten Mitschüler und meine ersten Lehrer zerstreut worden sind. Der Abbé Leprince, der eine Pfründe in der Nähe von Rouen erhielt, lebte nicht lange; der Abbé Egault erhielt eine Pfarrstelle in der Diöcese von Rennes, und ich habe den guten Vorsteher, den Abbé Porcher, zu Anfange der Revolution sterben sehen; er war ein unterrichteter Mann von sanftem, einfachen Charakter. Das Andenken dieses unbekannt gebliebenen Rollin wird mir stets theuer und ehrwürdig sein.

Vallée-aux-Loups, Ende Decbr. 1813.

Combourg. — Das Gymnasium zu Rennes. — Ich sehe Gesvil wieder. — Moreau und Limoëlan. — Verheirathung meiner dritten Schwester.

Ich fand in Combourg Nahrung für meine Frömmigkeit: eine Mission, an deren Uebungen ich Theil nahm. Ich erhielt die Firmelung auf dem Perron des Schlosses, mit den Bauern und Bäuerinnen, von der Hand des Bischofs von Saint-Malo. Man errichtete hierauf ein Kreuz, wobei ich es hielt, während man es an der Basis befestigte. Es existirt noch; es steht vor dem Thurme, in welchem mein Vater gestorben ist. Seit dreißig Jahren hat es Niemanden an den Fenstern dieses Thurmes gesehen; es wird nicht mehr von den Kindern aus dem Schlosse begrüßt, die es jedes Frühjahr vergebens erwartet; es sieht nur die Schwalben zurückkommen, die Gefährten meiner Kindheit, die ihrem Neste treuer bleiben als der Mensch seinem Hause. Wie glücklich würde ich sein, wenn ich mein Leben am Fuße des Kreuzes der Mission zugebracht hätte, wenn mein Haar nur durch die Zeit gebleicht worden wäre, welche die Arme dieses Kreuzes mit Moos bedeckt hat.

Ich reiste bald darauf nach Rennes, wo ich meine Studien fortsetzen und meinen mathematischen Cursus beendigen sollte, um dann in Brest das Marineexamen zu machen.

Herr von Fayolle war Director des Gymnasiums zu Rennes. In diesem Juilly der Bretagne befanden sich

drei ausgezeichnete Lehrer: der Abbé Chateaugiron für die zweite Classe, der Abbé Germé für die Rhetorik und der Abbé Marchand für die Naturlehre. Die Pensionäre und die Externen waren zahlreich, die Classen waren stark besetzt. Geoffroy und Ginguené, welche aus diesem Gymnasium hervorgegangen sind, würden in der neueren Zeit den Anstalten von Saint-Barbe und von Plessis Ehre gemacht haben. Der Chevalier von Parny hatte ebenfalls in Rennes studirt; ich bekam sein Bett in dem Zimmer, das mir angewiesen wurde.

Rennes erschien mir wie ein Babylon, das Gymnasium wie eine Welt. Die Menge der Lehrer und Schüler, die Größe der Gebäude, des Gartens und der Höfe erfüllte mich mit Staunen; indessen gewöhnte ich mich daran. Am Namensfeste des Directors hatten wir Feiertage; wir sangen mit lauter Stimme zu seinem Lobe herrliche Verse, die wir selbst gedichtet hatten und in denen wir sagten:

O Terpsichore! ô Polymnie!
Venez, venez remplir nos voeux;
La raison même vous convie!

Ich bekam über meine neuen Mitschüler bald das nämliche Uebergewicht, welches ich in Dol gehabt hatte; es kostete mich jedoch einige Raufereien. Die Kinder der Bretagne sind von zänkischem Charakter; sie schickten einander Herausforderungen zu für die Tage des Spazierengehens in den Gebüschen des Gartens der Benedictiner, der Tabor genannt; wir bedienten uns der Zirkel, die wir an einen Stock befestigten, oder es kam zu einem Faustkampfe, bei dem es mehr oder weniger schonungslos

oder artig zuging, je nach der Wichtigkeit der Veranlassung. Wir hatten unsere Kampfrichter, welche entschieden, ob eine Strafe zu geben war und auf welche Weise die Streitenden sich wieder aussöhnen sollten. Ich fand auf dem Gymnasium meinen Freund Gesril wieder, der, wie in Saint-Malo, den Vorsitz bei diesen Händeln führte. Er wollte mein Sekundant bei einem Streite sein, den ich mit Saint-Riveul hatte, einem jungen Edelmanne, welcher eines der ersten Opfer der Revolution wurde. Mein Gegner warf mich zu Boden, ich wollte mich nicht ergeben und mußte meinen Trotz theuer bezahlen. Ich sagte, wie Jean Desmarest, als er zum Schaffot ging: „Ich bitte nur Gott um Gnade."

Ich fand auf diesem Gymnasium zwei junge Leute, die sich später auf sehr verschiedene Art berühmt gemacht haben: Moreau, welcher General wurde, und Limoëlan, den Verfertiger der Höllenmaschine, der jetzt Pfarrer in Amerika ist. Es existirt nur ein Portrait von Lucilien, und dieses schlechte Miniaturbild hatte Limoëlan gemacht, der während der Revolution Maler wurde. Moreau war Externer, Limoëlan Pensionär. Man wird selten zu einer und der nämlichen Zeit, in der nämlichen Provinz, in der nämlichen kleinen Stadt, in der nämlichen Schulanstalt so merkwürdige Schicksale zusammengefunden haben. Ich kann mich nicht enthalten, einen Schülerstreich zu erzählen, den Limoëlan dem Wochenpräfecten spielte.

Der Präfect hatte die Gewohnheit, nach dem Abendläuten noch die Runde durch die Gänge zu machen, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei; er schaute zu dem Ende durch eine in jeder Thür angebrachte Oeffnung.

Limoëlan, Gesril, Saint-Riveul und ich schliefen in demselben Zimmer.

D'animaux malfaisans c'était un fort bon plan *).

Vergebens hatten wir schon mehrere Male das Loch in der Thür mit Papier verstopft; der Präfect stieß das Papier heraus und sah, wie wir auf unseren Betten herumsprangen und unsere Stühle zerbrachen.

Eines Abends forderte uns Limoëlan auf, ohne uns seinen Plan mitzutheilen, uns zu Bett zu legen und das Licht auszulöschen. Bald darauf hörten wir, daß er aufstand, an die Thür ging und sich dann wieder niederlegte. Eine Viertelstunde später kam der Präfect auf den Zehen geschlichen. Da wir ihm, nicht ohne Grund, verdächtig waren, bleibt er an der Thür stehen, horcht, blickt hinein und sieht kein Licht. . . . .

„Wer hat das gethan?" rief er, indem er in das Zimmer stürzte. Limoëlan wollte vor Lachen ersticken, und Gesril sagte mit näselnder Stimme und in seiner halb einfältigen, halb spöttischen Weise: „Was ist denn, Herr Präfect?" Jetzt mußten auch Saint-Riveul und ich, eben so wie Limoëlan, lachen, und wir verkrochen uns unter die Decke.

Es war nichts aus uns zu bringen, wir schwiegen hartnäckig. Wir wurden alle vier in den Carcer (Caveau) gesperrt; Saint-Riveul grub unter einer Thür, welche nach dem Viehhofe führte, die Erde aus und steckte den Kopf durch diese Oeffnung; aber es kam ein Schwein

---

*) Ein trefflicher Kampfplatz für nichtsnutzige Geschöpfe.

herbei, das ihn fast gebissen hätte. Gesril schlüpfte in den Keller des Gymnasiums und ließ ein Faß Wein auslaufen. Limoëlan brach durch eine Mauer und ich kletterte, wie ein neuer Perrin Dandin, zu einer Oeffnung empor, von wo ich die Straßenjungen durch meine Reden aufwiegelte. Der fürchterliche Erfinder der Höllenmaschine, welcher einem Präfecten der Schule diesen Knabenstreich spielte, erinnert im Kleinen an Cromwell, als er das Gesicht eines anderen Königsmörders, der nach ihm das Todesurtheil Karl's I. unterzeichnete, mit Tinte beschmierte.

Obgleich die Erziehung im Gymnasium zu Rennes sehr religiös war, so erkaltete doch mein Eifer; die große Zahl meiner Lehrer und meiner Mitschüler vermehrte die Gelegenheiten zur Zerstreuung. Ich machte Fortschritte im Studium der Sprachen und zeichnete mich in der Mathematik aus, für die ich immer eine entschiedene Neigung gehabt habe; ich würde ein guter Marine- oder Genieoffizier geworden sein. Im Allgemeinen besaß ich eine leichte Fassungsgabe; ich war sowohl für das Ernste als für das Angenehme empfänglich. Ich begann mit der Poesie, ehe ich zur Prosa überging; die schönen Künste entzückten mich und ich war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik und Architektur. Obgleich mir Alles bald zum Ueberdruß wurde, so konnte ich mich doch mit den geringsten Kleinigkeiten beschäftigen, denn ich besaß eine unerschütterliche Geduld; wenn mich auch der Gegenstand selbst ermüdete, so war doch meine Hartnäckigkeit stärker als mein Widerwille. Ich habe nie eine Sache aufgegeben, wenn sie die Mühe der Vollendung werth war; es hat

Dinge gegeben, die ich funfzehn bis zwanzig Jahre lang verfolgt habe, mit gleichem Eifer am letzten wie am ersten Tage.

Diese Schnellkraft meines Geistes zeigte sich auch in untergeordneten Dingen. Ich war geschickt im Schachspiel, auf dem Billard, auf der Jagd und in Führung der Waffen; ich zeichnete erträglich und würde gut gesungen haben, wenn einige Sorgfalt auf meine Stimme verwendet worden wäre. Dies Alles, verbunden mit der Art meiner Erziehung und mit dem Leben eines Soldaten und eines Reisenden, ist der Grund, warum nie etwas Pedantisches an mir zu bemerken gewesen, warum ich nie das stumpfsinnige oder anmaßende Benehmen, die Unbeholfenheit und den Cynismus der früheren Gelehrten, und noch weniger den Hochmuth und den prahlerischen Dünkel unserer jüngeren Schriftsteller gehabt habe.

Ich brachte zwei Jahre auf dem Gymnasium von Rennes zu; Gesril verließ es achtzehn Monate früher als ich und trat in die Marine. Meine dritte Schwester, Julie, vermählte sich im Laufe dieser zwei Jahre; sie heirathete den Grafen von Farcy, Capitän im Regiment Condé, und ließ sich mit ihrem Gatten in Fougères nieder, wo schon meine beiden älteren Schwestern, Frau von Marigny und Frau von Québriac, wohnten. Juliens Vermählung fand zu Combourg statt und ich wohnte der Hochzeit bei. Ich traf dabei mit der Gräfin von Tronjoli zusammen, die sich durch ihre Unerschrockenheit auf dem Schaffot bemerklich machte; sie war die Cousine und vertraute Freundin des Marquis de la Rouerie und bei dessen Verschwörung betheiligt. Ich hatte die Schönheit

bisher nur in meiner Familie gesehen und wurde von Staunen und Bewunderung ergriffen, als ich sie bei einer fremden Dame bemerkte. Jeder Schritt im Leben führte mir Neues vor die Augen; ich vernahm die ferne, lockende Stimme der Leidenschaften, die sich mir näherten; durch unbekannte Harmonien angezogen, eilte ich diesen Sirenen entgegen. Ich hatte, wie der Oberpriester von Eleusis, verschiedenen Weihrauch für jede Gottheit. Aber konnten die Hymnen, welche ich beim Verbrennen dieses Weihrauchs anstimmte, Balsame genannt werden, wie die Gesänge der Hierophanten?

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Chateaubriand, François-René <<de>>,

Von Jenseit des Grabes Chateaubriand's Denkwürdigkeiten

Bd.: 1

Leipzig 1849

Biogr. 3203 a-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068919-9